

akzente

für Theologie und Dienst



Wort des Vorsitzenden

Lutz Behrens

Führen und leiten – Aufgabe christlicher Führungskräfte

Michael Noss

**„Warum wir nicht warten können“ –
Motivationen für unser missionarisches Arbeiten**

Präses Dr. Christoph Morgner

Bibelarbeit

Der Heilige Geist nach Apostelgeschichte 2

Pastor Dr. Erhard Berneburg

Buchbesprechungen

**Spirituelles Gemeindemanagement –
Chancen – Strategien – Beispiele**

Hans-Jürgen Abromeit, Peter Böhlemann,
Michael Herbst, Klaus-Martin Strunk

Kirche – das sind wir!

Von der Betreuungskirche zur Beteiligungskirche

Wolfgang J. Bittner

Aus der Geschäftsstelle

Karl-Heinz Schlittenhardt

Nummer

3

101. Jahrgang
2006

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
www.rgav.de

1. Vorsitzender

Rektor Lutz Behrens
PF 1611
08276 Aue
Telefon: (privat) 03771/274-430
(dienstlich) 03771/274-110
Fax: 03771/274-100
E-Mail: Behrens@rgav.de

Geschäftsführer:

Inspektor Karl-Heinz Schlittenhardt
Baustraße 2, 17489 Greifswald
Telefon: 0 38 34 - 594 - 150
Fax: 0 38 34 - 594 - 175
0 38 34 - 594 - 199
E-Mail: Schlittenhardt@rgav.de

Der Bezugspreis von 14,30 EUR einschließlich Porto und Versand
ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Bankverbindung: EKK Eisenach, Konto-Nr. 416 649 (BLZ 820 608 00)
Bestellungen und Adressänderungen bitte
an die Geschäftsstelle in Greifswald richten!

Redaktionsgemeinschaft:

Endredaktion:

Landesinspektor Matthias Dreßler,
Theodor-Körner-Str. 24, 09221 Neukirchen
Telefon/Fax (privat): 03721/271355
(dienstlich): 0371/515930
E-Mail: Dressler@rgav.de

Bereich Referat:

Prediger Dietmar Kamlah, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Direktor Martin Leupold, Paul-Fischer-Straße 2, 16259 Falkenberg/Mark

Bereich Bibelarbeit + Bücher:

Prediger Robert Lau, Bramkamp 39, 49076 Osnabrück

Bereich Buchbesprechung:

Prediger Christoph Reumann, In der Hohl 5, 67752 Wolfstein/Pfalz

Kontakt Verfasser:

Prediger Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg

Organisation Sitzung:

Inspektor Traugott Kögler, August-Bebel-Straße 15, 15569 Woltersdorf

(Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt
die Meinung der Redaktion wieder.)

Weitere Mitarbeiter
an diesem Heft:

Präses Dr. Christoph Morgner, Im Steingarten 11, 57074 Siegen
Gemeindepastor Michael Noss, Evangelisch Freikirchliche
Gemeinde Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 125, 10827 Berlin
Pastor Dr. Erhard Berneburg, Geistliches Rüstzentrum Krelingen,
29664 Walsrode

Verlag:

Selbstverlag

Druck und Versand:

Design & Druck C. G. Roßberg · Inh. Christa Frohburg
Gewerbering 11 · 09669 Frankenberg/Sa.

Wort des Vorsitzenden

In der RGAV

Wie viel Management im Reich Gottes?

Lutz Behrens

Kurz nach der Hauptkonferenz nahm mich Gott aus dem Rennen. Eine linksseitige Gesichtslähmung lässt mich inzwischen schon seit vier Wochen arbeitsunfähig sein. Im wahrsten Sinne des Wortes. Das Lesen hält sich in ganz engen Grenzen. Vor dem Monitor kann man noch weniger Zeit verbringen. Dafür geht das Reden leidlich. Man versteht mich zumindest. Besondere Ursachen als Auslöser wurden ausgeschlossen. Ich soll einfach Geduld haben. Ich habe also Zeit. Alles, was ich in so einer Auszeit gerne machen würde, ist sehr eingeschränkt. Was uneingeschränkt geht, ist denken und beten. Und so bin ich gedanklich bei der momentanen Entwicklung unseres Berufsstandes hängen geblieben. Das Umsetzen von Prinzipien aus der Marktwirtschaft hat den überwiegenden Teil unserer Gemeinden und Gemeinschaften erreicht. Diese sind nicht nur prägend, sondern oft dominierend. Woran merkt man das?

1. Es gibt eine Flut von Kongressen und anderen Bildungsangeboten, in denen man Managementprinzipien erlernen soll. Sie wollen helfen, besser seinen Führungsaufgaben gewachsen zu sein. Innerhalb von acht Monaten habe ich fünf Kongresse für Führungskräfte ausgemacht: Im September findet der Theologenkongress der AMD in Leipzig statt. Im November lädt die Willow

Creek Bewegung zu einer Veranstaltung für Führungskräfte nach Bremen ein. Im Januar gibt es dann in Leipzig den „Führungskräfte Kongress“. Im März laden wir als Dienstgemeinschaft zur Hauptkonferenz ein. Der momentane Arbeitstitel lautet: „Was von Außen auf unsere Familien und Gemeinden Einfluss nimmt.“ Im Mai findet dann ein Kongress für Hauptamtliche statt, zu dem Gnadau einlädt. Für manche unserer Mitglieder wird es eine Pflichtveranstaltung. Andere haben die Qual der Wahl.

2. Kongresse werden zum „Event“. Zu einer normalen Predigerkonferenz mit Andacht, Bibelarbeit und einem Sachthema kommt kaum ein Hauptamtlicher. Da muss mit Power Point Präsentationen gearbeitet werden. Ein Theaterstück durch Profis (bitte kein Anspiel wie früher), Live-Schaltungen, Bands etc. sind unumgänglich. Besonders deutlich wurde das am ersten Hauptamtlichen Kongress Gnadaus 1997. Der neue ist in Vorbereitung und hat keine Chance auf breite Akzeptanz, wenn er nicht wieder als ein „Event“ angeboten wird. Das ist im Grunde nicht schlecht. Zum Problem werden diese vielen „Events“ aber, wenn der Eindruck vermittelt wird, dass der wöchentliche Gottesdienst oder die Gemeinschaftsstunde zum „Event“ werden muss. Wer kann das auf Dauer leisten?

3. Fortbildung und Begleitung der Hauptamtlichen haben einen sehr hohen Stellenwert bekommen. Früher war das die Domäne unserer Dienstgemeinschaft. Die ersten Jahrzehnte hatten wir auf diesem Feld ein Monopol. Das hat sich verändert. Die Verbände legen selbst großen Wert auf

diese beiden Aufgaben. Damit kann es kaum passieren, dass ein Hauptamtlicher jahrelang keine Fortbildung besucht. Sie wurde zur „Chefsache“ und geschieht darum nicht zufällig, sondern geplant und ergänzt sich. Ein sehr guter Ansatz, der aber zur Folge hat, dass vor allem die Fortbildungen in den Blick kommen, die der jeweilige Anstellungsträger durchführt. Die Hauptkonferenz der RGAV haben viele Leiter im Blick. Als Vorsitzender freue ich mich, dass Inspektoren und Vorsitzende Form und Inhalte der Fortbildungen der RGAV sehr schätzen und teilweise persönlich teilnehmen. Oft lohnt sich die Teilnahme doppelt. Denn je nach Arbeitgeber bekommt man nicht nur den Fortbildungsurlaub bewilligt, sondern auch einen finanziellen Zuschuss.

4. „Zeitplanmanagement“ ist inzwischen zu einer **Selbstverständlichkeit** geworden. Der „Tempus“ wurde für viele von uns zum Kult. Aber ob mit oder ohne Tempus: Keiner kommt ohne die wertvollen Prinzipien zum Zeiteinteilen aus. Achten auf Zeitdiebe und planen der nächsten Arbeitsschritte gehören zum Alltag. Sie helfen, in dieser Zeit der vielen Medien, Kräfte und Zeit effektiv einzuteilen.

5. Zielorientiertes Arbeiten kommt vermehrt **in den Focus**. Auf Orts- und Verbandsebenen wird sich bemüht, die Arbeit nicht einem Selbstlauf zu überlassen. Es wird analysiert und reagiert. Es gibt Leitbilder und Zielvereinbarungen. Alles Wege, die helfen, den Auftrag Jesu optimal umzusetzen.

6. Die Erwartung an das Profil von Hauptamtlichen nimmt zu. Besonders seitens

der Gemeinden und Gemeinschaften. Stellenanzeigen sind manchmal ein Spiegel dieser (unrealistischen?) Erwartungen. Es gibt Anzeigen, in denen das Wunschprofil beschrieben wird. Ob es darauf Bewerbungen gibt, bleibt offen. Der eine denkt beim Lesen, dass es diese Person nicht gibt. Der andere bekommt beim Lesen Minderwertigkeitsgefühle. Was da alles gefordert wird, kann er nicht bieten. Und so wachsen Ängste, ob man denn bald auf die „Abschussliste“ kommt.

7. Hauptamtliche sitzen immer mehr auf einem „heißen Stuhl“. Das kann man z.B. daran festmachen, dass immer häufiger eine Kündigung im ersten Anstellungsjahr erfolgt. Man genügt nicht den Anforderungen. Parallel nimmt die Anzahl der schwer vermittelbaren Hauptamtlichen zu. So schmerzhaft es ist, wenn die Anforderungen nicht erfüllt werden können. Aber es muss tatsächlich in den ersten Jahren gehandelt werden. Ich habe wenig Verständnis dafür, wenn diese Kündigungen erst nach 10, 15 oder 20 Jahren erfolgen. Gleichzeitig brauchen die Verkündiger und Seelsorger einen Rückhalt bei ihrem „Chef“. Sind die Erwartungen – gerade von ehrenamtlichen Vorständen – berechtigt oder überzogen? Es hilft, wenn sich der „Chef“ nicht automatisch auf die Seite derer stellt, die meinen, die Ansprüche werden nicht erfüllt.

Ich frage mich: Liegen die Ursachen der Krankheitsbilder bei uns Hauptamtlichen, die eindeutig auf Stress zurückzuführen sind, nicht auch an dem Druck, den manche ehrenamtliche Vorstände mit ihren Erwartungen aufbauen? Sicherlich sind wir es selbst zuerst, weil wir unsere Zeit selbst ein-

teilen. Aber was kommt von außen an Hauptamtliche heran, dass wir heute ständig mit „burn out“ und ähnlichen Krankheiten zu tun haben? Um Spekulationen vorzubeugen: Ich rede nicht von meinem ehrenamtlichen Vorstand! Ich spreche von Beobachtungen der letzten Jahre im deutschsprachigen Raum. Dabei sitzen heute die Leiter und das „Fußvolk“ gleichermaßen auf diesem „heißen Stuhl“.

8. Ältere Hauptamtliche verlieren an Wertschätzung. Sie sind seit einigen Jahren immer schwerer zu versetzen. Das Denken unserer Gesellschaft macht sich breit: Man will keine „Alten“. Man will junge und dynamische Hauptamtliche, um im Verband bzw. der Gemeinde voranzukommen. Und die „jungen“ Hauptamtlichen wollen nicht auf Veranstaltungen, die von Älteren besucht werden. Älter zu sein, wird zum Menektekel.

Das ist aber nicht nur ein Spiegelbild der Gesellschaft. Fakt ist leider: Eine ganze Anzahl Älterer war und ist nicht bereit, sich fortzubilden und die eigene Arbeitsweise zu überprüfen. Gleichzeitig nehmen aber auch die Kräfte und Belastbarkeit ab. Auch wird es schwer, sich auf Neues einzustellen.

Und von „Älteren“ reden wir heute ja ab 55 (Generation 55 Plus). Mein Neurologe weist mich allerdings darauf hin, dass der Körper mit 50 beginnt abzubauen und der Lebens- und Arbeitsrhythmus überdacht werden sollte.

Das heißt nicht, dass man ab 50 grundsätzlich nicht mehr vermittelbar sein muss. Es macht aber deutlich: Weil der Körper nicht mehr so belastbar ist, muss ich mich umstellen. Die Diensterfahrung vieler Jahre und

eine gesunde Routine helfen Zeit zu sparen und sich aufs Wichtige zu konzentrieren. Bewusstes Erlernen und Anwenden von zeitsparenden Arbeitsmethoden wird unverzichtbar. Fortbildung wird der Schlüssel, ob man von den Jüngeren angenommen wird. Diese merken: Die Älteren bleiben nicht auf dem Stand von früher. Sie argumentieren nicht nur von früher her, sondern verbinden ihre jahrelange Diensterfahrung mit den Anforderungen, die momentan an Verkündiger und Seelsorger gestellt werden.

9. Die Verweigerungshaltung nimmt zu und Fronten werden aufgebaut. Dies ist auch eine Folge der Polarisierung zwischen den Generationen. Wenn ich dem Anpassungsdruck nicht standhalte, baue ich Feindbilder auf und vertrete offensiv meine Verweigerung: „Ich brauche keinen Computer oder Internet“. „Die vielen Kongresse stehlen einem nur die Zeit.“ „Den neumodischen Kram braucht es nicht.“ „Von Management steht in meiner Bibel nichts.“ Willow Creek wird bekämpft, als gelte es, gegen Gottlose vorzugehen. So führt die Verweigerungshaltung dazu, dass ich meine eigene Sicht der Dinge entwickle. Und diese wird oft geistlich überhöht. Als Hauptamtlicher hat man gute Möglichkeiten, diese Sicht unter das Volk zu bringen und so seine Anhänger zu finden. Allerdings bestätigt man damit den heutigen Trend ungewollt. Solche „Ältere“ will man nicht mehr in Gemeinden und Gemeinschaften.

Diese (unvollständige) Zusammenstellung zeigt uns: Marktwirtschaftliche Prinzipien haben positive und negative Auswirkungen auf unser Berufsbild und unseren Alltag.

Fortbildung (selbst unter Zwang) ist unerlässlich. Unsere Welt ist so starken Veränderungen unterworfen, dass eine breite Fortbildung erfolgen muss. Nur so können wir in Zukunft die Menschen verstehen, die wir mit dem Evangelium erreichen wollen. Auch helfen örtliche Analysen. Nur muss man anpassen, dass man nicht dabei stehen bleibt. Man braucht einen langen Atem, um möglichst viele mitzunehmen, wenn man beginnt, Ziele zu formulieren und seine Gemeinde, Gemeinschaft oder den Verband zukunftsfähig macht.

Ich selbst arbeite nach einigen Prinzipien der Marktwirtschaft. Das ist bei der Führung eines mittelständigen Unternehmens unerlässlich. Dabei erlebe ich oft die Spannung zwischen der Rolle des Seelsorgers und der des Arbeitgebers für 130 Diakonissen und Mitarbeiter. Meine Erfahrung und innerste Überzeugung ist, dass wir auf keinen Fall das momentane Denken der Marktwirtschaft komplett übernehmen können. Das Anforderungsprofil an einen Manager unterscheidet sich zwangsläufig von dem eines Hauptamtlichen. Der ist selbstverständlich eine Führungskraft. Aber er führt mit anderen Instrumenten. In der Wirtschaft heißt es trotz aller Wertediskussionen: „Ethik können wir uns nicht leisten - die ist zu teuer“. Für unsere Anstellungsträger muss aber gelten: Im Reich Gottes übernimmt man für seine Mitarbeiter eine fürsorgliche Verantwortung. „Hire und fire“ darf bei uns nicht gelten. Vereinbarungen sind zu halten. Sie können nicht von einem neuen Vorstand geändert werden. Interessant ist ja, dass die, die Anstellungsverträge nicht halten, weil z.B. der nötige „Biss“ fehlt,

keine Abfindungen zahlen wollen. Auf der einen Seite soll es wie in der Wirtschaft zugehen. Auf der anderen Seite will man aber die dort üblichen Abfindungen nicht zahlen. Lieber sucht man eine neue Stelle und spricht von „Berufung in eine neue Aufgabe“.

Wenn wir in unseren Verbänden und Werken qualifizierte Führungskräfte aus der Wirtschaft anstellen, müssen diese gleichfalls geistliche Qualifikationen nachweisen. Wer sich nicht über längere Zeit als ehrenamtlicher Mitarbeiter auf verschiedenen Ebenen bewährt hat, kann keine Führungsaufgabe im Reich Gottes übernehmen. Hier gelten hinsichtlich der Persönlichkeit die gleichen Kriterien wie bei einem Prediger oder Inspektor: Fachwissen und geistliche Kompetenz gehören zusammen.

Während es früher ausreichte „den Herrn Jesus lieb zu haben“ um Führungskraft in wirtschaftlichen Fragen zu werden, hat das Pendel in die andere Richtung ausgeschlagen. Betriebswirtschaftliche Kenntnisse sind unerlässlich. Aber wehe uns, wenn in den Vorständen vor Ort oder in den Verbänden und Werken die „Erbsenzähler“ das Sagen bekommen. Ziele und Strategien müssen von Theologen erarbeitet werden. Die Finanzchefs haben dafür zu sorgen, dass die finanziellen Rahmenbedingungen stimmen. Es gibt aktuelle Beispiele, was passiert, wenn die Entscheidungskompetenz von der Theologie und Diakonie zum Verwaltungsdirektor wechselt.

Genau hier muss das Gespräch und die Prägung der ehrenamtlichen Vorstände ein-

setzen. Wenn sie ihre Arbeitsmethoden, die in der freien Wirtschaft ihr Überleben sichern, auf eine Gemeinde oder Gemeinschaft oder sogar einen Verband oder Werk anwenden, wird man ein Fiasko erleben. Professionalität schließt geistliche Führungsprinzipien nicht aus. Aber ich beobachte, wie immer häufiger Professionalität als „hire and fire“ verstanden wird. Auch sollten Führungskräfte sich nicht so sehr nach amerikanischen Vorbildern richten. Die sind von einem menschenverachtenden „Manchester Kapitalismus“ geprägt. Wenn schon lernen, dann bitteschön beim „Rheinischen Kapitalismus“. Dessen Hauptvertreter Krupp arbeitete nach der Devise: „Meine Mitarbeiter sind mein bestes Kapital“. Darum schaffte er menschenwürdigen Wohnraum. Er war Vorbild für viele Unternehmer, die Siedlungshäuser für Arbeiterfamilien bauten. Carl Mez hatte schon früher in Freiburg ganz professionell seine Fürsorgepflicht wahrgenommen. Er schloss eine Krankenversicherung für seine Mitarbeiter ab und zahlte dazu 50 %. Lange bevor dies in Deutschland gesetzlich geregelt wurde. Angesichts der momentan angespannten Finanzlage vieler Verbände und Werke darf es nicht dazu kommen, dass es im Reich Gottes nur noch nach wirtschaftlichen Aspekten geht und die Fürsorgepflicht für einen jeden Angestellten, auch den Inspektor, auf der Strecke bleibt.

Jeder Prediger wird mal 55 und älter. Aber das wird momentan im Jugendwahn vergessen. Ein wahrhaft professionell geführtes geistliches Werk wird immer darauf achten, dass man eine Mischung aller Alter hat. Jede Phase hat ihre Vorteile und Nachteile.

Es braucht auch in unseren Reihen die Ergänzung. Und da angesichts des Jugendwahns viele Jüngere Veranstaltungen mit den Älteren nicht besuchen, geht es nur, wenn ich das Führungsinstrument einsetze und dienstlich diese Ergänzung stattfinden lasse. Wo das versäumt wird, kommt es zu Entwicklungen wie in der Gesellschaft. Alt und Jung werden gegen einander ausgespielt. Schockiert hat mich die Aussage eines jungen Predigers, der als Gast an der Hauptkonferenz in Krelingen teilnahm. Seine Antwort auf die Einladung eines Ruheständlers, doch öfter zu kommen: „Wenn du jünger wärst, würde ich dir diese Einladung abnehmen“.

Wir können uns dieses Ausspielen der Generationen im Reich Gottes nicht leisten. Die meisten Gemeindeglieder sind heute über 55 Jahre. Es sind die, die in Zukunft am meisten Zeit zur ehrenamtlichen Mitarbeit haben. Sie sind auch die, denen es finanziell besser gehen wird als den Jüngeren. Darum müssen wir gerade in dieser Frage geistlich gegensteuern und nicht alles aus der Wirtschaft kritiklos übernehmen.

Allerdings müssen wir den Älteren Mut machen, nicht zu schmollen, nicht ihre Fronten aufzubauen und sich zu verweigern. Ein Großteil unserer Mitglieder ist über 50 Jahre. Also können wir mit gutem Beispiel vorangehen.

Das bedeutet, dass jeder sich bewusst darauf vorbereitet, dass er mal zu den Älteren gehören wird. Wie gesagt, ab 50 heißt es: „Willkommen im Club“. Dazu gehört, dass jeder dazu beiträgt, dass das Bild über „Äl-

tere“ nicht bestätigt werden muss. Offenheit für Veränderungen brauchen wir bis zum letzten Atemzug. Offenheit, seine Arbeitsweise zu überprüfen und anzupassen ist unumgänglich. Dazu gehört für mich auch, rechtzeitig zu lernen, jüngere in die Verantwortung zu nehmen und selbst loszulassen.

Für mich ist unsere Schwesternschaft in „Zion“ auch ein gutes Beispiel, dass alt sein nicht heißt, altmodisch und unbeweglich zu sein. So haben wir in den letzten 18 Monaten in vielen Gesprächen mit Diakonissen zwischen 65 und 90 diskutiert, wie ein neues Modell „Diakonisse in Zion“ aussehen kann. Das Ergebnis ist an verschiedenen Stellen nachzulesen (auch unter www.diakonissenhauszion.de) und führte dazu, dass wir im Februar vier Diakonissen des „Neuen Weges“ aufnahmen.

„Wie viel Management im Reich Gottes?“ lautete meine Frage. Ich meine, dass Prinzipien aus der Marktwirtschaft eine unverzichtbare, dienende Funktion haben. Aber wir Hauptamtlichen sind gefragt, welchen Stellenwert wir ihnen einräumen. Wie sehr dominieren sie Gemeindebau und den Umgang mit Menschen? Haben wir die Kraft und den Willen, unseren geistlichen Auftrag vor alle wirtschaftlichen Überlegungen zu stellen? Wer sollen die tatsächlichen Entscheidungsträger bei uns sein?

Auf keinen Fall können wir so tun, als ob wir ganz ohne die Prinzipien der Marktwirtschaft arbeiten. Dieser Zug ist abgefahren. Die Diskussion gab es vor 25 Jahren und ist Schnee von gestern. Aber wir müssen uns persönlich und als Entscheidungsträger fragen, in welchem Maße im Reich Gottes diese Prinzipien in dienender Weise zum Zuge kommen. Sie dürfen auf keinen Fall polarisierend wirken (Alt gegen Jung) oder Werke im Reich Gottes dominieren. Das geschieht nach meiner Überzeugung immer da, wo „Geld vor Auftrag“ und „Geld vor dem Menschen“ kommt.

Mir wäre es recht, wenn ich mit diesen Überlegungen einen Diskussionsprozess einleite. Ich gehe gerne darauf ein und wir könnten dann eine Zusammenfassung in einer späteren Ausgabe der Akzente abdrucken.

Ihr/Euer
Lutz Behrens



Führen und leiten

Aufgabe christlicher Führungskräfte

Michael Noss

Wenn wir Christen das Wort leiten sagen, meinen wir meistens das, was andere mit führen bezeichnen. Nun haben wir aus unterschiedlichen Gründen mit den Wörtern führen, Führung oder Führungskraft so unsere Schwierigkeiten. Zum einen hat das etwas mit der unseligen Geschichte des Nationalsozialismus in Deutschland zu tun. Zum anderen liegt es wohl daran, dass Christen doch in Jesus ihren Führer haben, der sie durch sein Wort und den Heiligen Geist führt. Wenn nun Christen plötzlich von führen und Führungskräften reden, dann scheint das für manche Menschen etwas Anmaßendes zu haben. Nun ändert die Begrifflichkeit aber nichts an der Tatsache, dass führen und geführt werden zu uns Menschen dazugehört, auch dann, wenn wir stattdessen leiten sagen.

Ich verstehe die Führungsaufgabe von Menschen von einem schöpfungstheologischen Ansatz her. Als Gott die Schöpfung vollendet hatte, übergab er sie dem Menschen, um sie zu pflegen und zu gestalten, mit ihr umzugehen und das Beste daraus zu machen. Das ist für mich zutiefst die Grundlage jeden Führungsverhaltens, wenn es gut, förderlich und dann schließlich auch christlich ist. Führen ist das kreative Entdecken neuer Möglichkeiten, verbunden mit der Fähigkeit, diese selbst und mit anderen umzusetzen.

Ein Mensch, der andere Menschen führt, versetzt sie in die Lage, Neues zu gestalten und zum Ziel zu kommen. Führungskräfte haben eine große Ehrfurcht vor dem Leben und den ihnen anvertrauten Menschen. Sie investieren Vertrauen in andere und genießen selbst ein hohes Maß an Vertrauen. Menschen mit Führungskompetenz haben eine Einstellung des Dienens. An diesem Punkt liegt auch ein weiteres großes Missverständnis im Blick auf Führung. Das ist die Frage nach dem Umgang mit der Macht. Deshalb soll es hier noch einmal ganz deutlich gesagt werden: Führen ist nicht herrschen, Führen ist dienen.

Menschen führen und leiten zu können, ist eine besondere Begabung, die eine hohe Verantwortung enthält. Dabei ist es unwesentlich, ob jemand eine Führungskraft in einer Firma oder in der Gemeinde ist. Es spielt vom Ansatz her auch keine Rolle, wie groß und umfangreich die Führungsaufgabe ist, ob jemand Boss eines großen Betriebs, Leiter einer Gemeinde, Jugend- oder Jungscharmitarbeiter oder Dirigent des Chores ist. Letztlich ist Führen und Leiten eine Frage des Charakters, also des Wesens eines Menschen. Deshalb hat Führungskompetenz auch nicht in erster Linie etwas mit der Position oder dem Dienstgrad, der Bezeichnung oder dem Titel zu tun. Führungskompetenz hat man oder man hat sie nicht. Man kann Führung lernen, aber eben auch nur so, wie z.B. ein musikalisch begabter Mensch ein Instrument lernen kann. Hat ein Mensch die Begabung zur Führung nicht, dann ist es ebenso schwer, das Handwerkszeug dazu zu lernen, wie es fast unmöglich ist, einem unmusikalischen Menschen das Musizieren beizubringen.

Leider wird aber häufig Führungskompetenz mit der Position begründet, die ein Mensch bekleidet. Weil jemand z.B. durch hohes Fachwissen in einem Bereich zum Chef, Leiter, Direktor, Vorsitzenden, Generalsekretär oder sonst was geworden ist, glauben die meisten Menschen, dass solche Leute die Fähigkeit zum Leiten und Führen sowieso hätten. Das ist aber der große Irrtum, der eben oft dazu führt, dass zur Führung unbegabte Menschen in solche Positionen geraten, wo sie eine hohe Leitungsverantwortung haben. Solche Leiter führen dann eben auch so, wie ein unmusikalischer Mensch Klavier spielt.

Nun sollte man allerdings nicht die bis jetzt genannte Beschreibung einer Führungskraft zum Anlass nehmen, alle Chefs, Gemeinde- und Gruppenleiter als unbegabt oder unfähig zu erklären, nur weil man an deren Verhalten etwas entdeckt, was einem nicht passt. Führungskräfte müssen auch oft unpopuläre Entscheidungen treffen und sind nicht selten sehr einsam. Das Problem liegt m.E. darin, dass leider das Führen und Leiten noch immer viel zu wenig kompetent gelehrt wird. Dabei sind christliche Kreise an dieser Stelle schon oft weiter, als das im säkularen Bereich der Fall ist. Viele Führungskräfte späterer Jahre haben als Mitarbeiter in Kinder- oder Jungschargruppen angefangen und haben durch ältere und erfahrenere Mitarbeiter viel gelernt. Das Vorbild anderer und das Beispiel, das sie geben, regen jüngere Menschen an, zu lernen und sich selbst zu versuchen. Wer ehrlich in sein eigenes Leben zurücksieht, wird bestimmt Menschen entdecken, die solche Vorbilder im Glauben und Leben waren. Es kommt sicher auch nicht von ungefähr, dass viele

heutige kirchliche Leiter früher einmal Kinder-, Jungschar- oder Jugendarbeit gemacht haben.

Trotzdem erscheint es mir unabdingbar wichtig, noch mehr Kurse für christliche Führungskräfte einzurichten und anzubieten. Es gibt schon eine Menge an Möglichkeiten. Kurse und Seminare in unterschiedlichen kirchlichen Institutionen sind da sehr hilfreich. Ich denke z.B. an die Grundkurse im Bereich der Jugendarbeit. Es könnten aber ruhig noch mehr sein, damit Gemeindeglieder, Älteste, Pastorinnen und Pastoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus allen Gruppenbereichen die Chance haben, ihre vorhandene Führungsbegabung noch weiter auszubauen, zu festigen und zu kultivieren. Da sind die Regelungen in der Wirtschaft oft weiter als in vielen kirchlichen Kreisen. Dort hat man längst gelernt, dass das hier investierte Geld bald wieder durch gut ausgebildete Führungskräfte hereinkommt. Die hohen Beträge stehen Kirchen und christlichen Einrichtungen oft nicht zur Verfügung. Es muss auch nicht teuer sein, um gute Referenten und Lehrer zu Führungsseminaren zu bekommen. Aber man sollte es sich ruhig etwas kosten lassen. Es macht sich allenthalben bezahlt.

Um eine gute Führungskraft zu beschreiben, kann man eine Auswahl von Merkmalen benennen, an denen man Menschen erkennen kann, die über die Leitungskompetenzen verfügen. Vielleicht kann ja der nachfolgende Katalog auch eine Art von Kontrolle für das eigene Führungsverhalten sein. Es ist nicht schlecht, das eigene Führungsverhalten hin und wieder zu überprüfen und ggf. zu korrigieren. Vielleicht entdeckt der eine oder die andere auch den

einen oder anderen Stolperstein, über den man immer wieder bei den eigenen Führungs- und Leitungsaufgaben fällt. Viel Spaß beim Lesen und ehrlichen Nachdenken.

Führungskräfte bzw. Leitungspersönlichkeiten ...

- ... schaffen Vertrauen und sind deshalb für alle ihnen anvertrauten Menschen verlässlich.
- ... fördern und entwickeln die Fähigkeiten anderer ohne Druck, aber mit starker persönlicher Ausstrahlung und Sicherheit.
- ... können mit den Fehlern anderer umgehen und helfen ihnen, künftig Fehler zu vermeiden.
- ... machen andere stark, indem sie sie anerkennen und fördern.
- ... haben bei zu treffenden Entscheidungen immer zuerst die Menschen im Blick, die davon betroffen sind.
- ... können andere Menschen für neue Ziele und Aufgaben begeistern.
- ... präsentieren sich selbst nie als große Leiter, sondern reden von den Mitarbeitern als den allerbesten.
- ... schätzen Ehrlichkeit und Offenheit. Sie können Kritik vertragen und schätzen Anregungen und Ideen anderer. Sie haben keine Angst vor Autoritätsverlust, weil sie sich ihrer natürlichen Autorität sicher sind.
- ... haben ein Bewusstsein dafür, dass Macht in erster Linie Verantwortung bedeutet. Sie haben eine erhöhte Bereitschaft, auch Pflichten zu übernehmen.
- ... suchen Fehler bei Misserfolgen zuerst bei sich selbst und schieben die Schuld nicht den Mitarbeitern, anderen Menschen oder den Umständen zu.

... haben auch keine Angst vor unpopulären Entscheidungen und notwendigen Maßnahmen. Neue Aufgaben und schwierige Situationen sind für sie eine Herausforderung, die sie gerne annehmen.

- ... lehnen jede Art von Intrigen, geheimen Absprachen und Mobbing ab.
 - ... sind gerecht und haben Achtung vor der Würde des Menschen.
 - ... können sich für Fehler entschuldigen.
 - ... versprechen nichts, was sie nicht halten können.
 - ... haben Achtung vor der Leistung anderer Menschen und schmücken sich nicht mit fremden Federn.
 - ... schützen die ihnen anvertrauten Menschen vor Angriffen von außen.
 - ... sind inspirierend, haben eine Vision.
- Christliche Führungskräfte unterstellen sich ihrem Herrn Jesus Christus und orientieren sich an den Maßstäben der Bibel (1 Tim 3 u.a.)

Veränderungsprozesse gestalten

Veränderung ist ein kontinuierlicher Prozess. Veränderungen ereignen sich jeden Tag und jeden Augenblick: Mitarbeiter kommen und gehen, Vorgehensweisen in den Organisationsabläufen werden abgeändert, Gruppen und Arbeitskreise werden neu gebildet oder auch aufgelöst, unsere Erfahrungen nehmen zu und neue Aufgaben stellen sich jeden Tag - und wir verändern uns, indem wir älter werden.

Die Frage ist nun, ob ich eine Veränderung als Bedrohung oder als Chance begreife. Der Status Quo (Ist-Zustand) wird ständig hinterfragt. Stelle ich mich oder weiche ich aus? Begreife ich diesen Prozess als eine Gelegenheit, auch Neues zu lernen, auszu-

probieren und damit die Zukunft mitzugestalten oder ziehe ich mich zurück auf die Position, von der ich alles Neue, das auf mich zukommt abwehre? Nehme ich gestalterisch teil an den Veränderungsprozessen (aktiv) oder lasse ich die Veränderung über mich hinweg geschehen (passiv).

Veränderungsprozesse müssen vorbereitet sein, sie brauchen umfassende Informationen, sie brauchen Unterstützung und Begleitung um Sicherheit zu gewinnen, Ermutigung und die Vermittlung der zu erreichenden Ziele. Veränderungen müssen Werte respektieren und die Würde aller, die am Veränderungsprozess beteiligt sind. Veränderungen setzen die Bereitschaft zum Lernen voraus.

Ein Mensch, der JA zum Leben und JA zu andern Menschen sagen kann, der wird auch Veränderungen positiv gestalten können und sie als Gelegenheit für sich und andere begreifen. Ein Mensch, der JA zu Gott gesagt hat, wird im Vertrauen auf Gott mutig Schritte wagen, denn die Zukunft ist dann immer Gottes Zukunft. Wir arbeiten an der Gestaltung seines Reiches in dieser Welt mit. Denkt man an Veränderungsabläufe in Gemeinden, kann man vier Stufen zugrunde legen, um sich dem Veränderungsprozess aktiv zu nähern:

Die erste Stufe bei Veränderung ist die Erkenntnis und das Wissen darum, dass anderes möglich ist und Veränderung notwendig ist. Dies kann ausgelöst werden durch neue Fakten, durch Information oder Beispiele und Anregungen durch Dritte. Es kann aber auch durch die Erkenntnis motiviert sein, dass bisher Bewährtes nicht mehr trägt usw. Die zweite Stufe bei Veränderung ist die Veränderung der inneren Einstellung. Die innere Einstellung ist emotional geprägt. Sie unter-

liegt positiven oder negativen Aspekten. Gemachte Erfahrungen und vorhandener Gruppenzwang spielen eine wesentliche Rolle.

Die dritte Stufe bei Veränderung ist die Veränderung des persönlichen Verhaltens. Angewohnheiten, Sicherheitsrisiko, Bequemlichkeit, Angst vor dem Neuen, Angst vor der Meinung anderer und so weiter bestimmen die Bereitschaft und Möglichkeit, Veränderung im eigenen Leben zuzulassen. Die vierte und schwierigste Stufe bei Veränderung ist, die Struktur bzw. die Abläufe in einer Organisation, auch in der Gemeinde, zu verändern. Dazu möchte ich nachfolgend einige kurze Hinweise geben, die natürlich der Interpretation in einer jeweiligen konkreten Situation bedürfen. Dabei verzichte ich darauf, etwas zur biblischen und theologischen Grundlage zu sagen. Dies muss an anderer Stelle geschehen.

Der erste Schritt zur Gestaltung von Veränderungsprozessen ist die Frage nach dem Standort. Eine Standortbestimmung ist in der Gemeinde eine Aufgabe, die nie einer allein machen sollte, sondern nach Möglichkeit ein Gesamtmitarbeiterkreis. Dabei kommt es auf eine gute Moderation der Leiterin oder des Leiters dieser Aktion an. Alle Antworten, die aus der Gruppe kommen, müssen für alle sichtbar visualisiert werden (Flipchart, Overheadprojektor, Tafel usw.). Am Anfang steht nur eine kurze Einführung, was nun geschehen soll (keine langen Monologe): "Es geht um Standortbestimmung, also um die Frage: Wo stehen wir als Gemeinde?..." Dann gilt es darum, anhand von einer bestimmten Fragestellung, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dort abzuholen, wo sie stehen. Es bedarf eines ehr-

lichen Fragens nach innen. Folgende Schritte können dabei hilfreich sein.

1. Der Einstieg geschieht immer mit einer positive Fragestellung: Was ist bei uns gut gelaufen? - Was können wir gut? - Was sind die Stärken unserer Gemeinde? - An welche gelungenen Aktionen, Schritte u.a. können wir uns erinnern? ... Mit der Frage nach den Stärken, setzen wir einen Prozess in Gang, der den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ein positives Bild der Gemeinde oder der Gruppe vermittelt. Dabei ist es wichtig, die Menschen zu loben, die eine Sache gut gemacht haben und nicht die Sache, die gut ist.

2. Ein nächster Schritt fragt, entlang der positiven Merkmale, was zu verbessern, fortzuführen, zu verstärken ist. Dabei ist es wichtig, die Menschen zu motivieren, es noch besser zu machen und damit positive und erstrebenswerte Ziele zu setzen.

3. Erst jetzt kommt die Frage nach den Schwächen bzw. den Dingen, die nicht gut gelaufen sind oder gut laufen: Was ist uns in letzter Zeit misslungen? - Was können wir nicht gut? - Wo haben wir eindeutige Schwächen? u.a. Dabei ist es wichtig, dass keine Antwort diskutiert wird, auch keine Rechtfertigungen zugelassen werden. Jede Diskussion über einen einzelnen Punkt tötet sofort den Prozess.

4. Jetzt ist es wichtig, sachliche Kriterien zu finden, warum etwas schief gegangen ist oder eben nicht so gut läuft. Hier ist immer die Sache Gegenstand der Kritik und nicht der Mensch.

Die Erfahrung lehrt, dass im Gang durch diese vier Schritte, die meisten negativen Punkte schon im Schritt zwei abgehandelt werden. Die Standortanalyse sollte dann in einem weiteren Durchgang nach außen fort-

gesetzt werden: Wie ist das Umfeld der Gemeinde? Welche besonderen Merkmale gibt es? - Welche soziale Struktur ist bestimmend? - Wie ist das allgemeine Lebensgefühl der Menschen? - u.a.m.

Auf dem Hintergrund dieser Standortanalyse gilt es nun, neue Ziele zu finden. Dabei ist es wichtig, auf dem Hintergrund der Stärken Zieldefinitionen vorzunehmen. Wir bekämpfen nicht unsere Schwächen, sondern wir fördern unsere Stärken. Auf diesem Weg werden viele Schwächen einer Gemeinde und einzelner Menschen gemindert. Zielfindung ist immer ein Prozess von allen Beteiligten. Dabei müssen Ziele so konkret und eindeutig sein wie möglich. Wenn z.B. das Ziel "Mehr Gemeinschaft" genannt und bestimmt wird, dann ist es gleichzeitig die Aufgabe zu definieren, was das bedeutet. Z.B. ist mehr Gemeinschaft, wenn wir als Gemeinde einmal im Quartal einen Gemeindegemeinschaftsnachmittag veranstalten, zu dem wir Nachbarn, Freunde, Arbeitskolleginnen und -kollegen einladen usw. Dieser Gemeindegemeinschaftsnachmittag soll folgende Elemente enthalten und wird von folgenden Personen vorbereitet und verantwortet. Ziele, die nicht klar und messbar sind, sind Wunschträume. Da aber jeder Mensch eigene Bilder und Vorstellungen im Kopf hat, müssen Ziele für alle nachvollziehbar und bestimmbar gemacht werden. Große Ziele müssen in kleine Teilziele umgesetzt werden. Denn nur wenn die Ziele klar sind, wissen alle, um was es geht und können an unterschiedlichen Stellen, mit unterschiedlichen Aufgaben, den eigenen Begabungen gemäß, am gleichen Ziel arbeiten. Ziele findet eine Gemeinde auf dem Hintergrund der eigenen Möglichkeiten

(Stärken, Begabungen) und einer klaren Sicht für das Umfeld der Gemeinde (Lebensumfeld, soziale Schwerpunkte, Altersstruktur u.a.m.). Zielfindungen sollten einen breiten Raum einnehmen. Auch hier ist es wichtig, zunächst Ideen zu entwickeln ("Spinnstunde", Brainstorming, Visionen ...) und dann zu diskutieren. Ist ein Ziel gefunden, ist es wichtig, dass alle, die an diesem Prozess teilgenommen haben, sich auch mit diesem Ziel identifizieren können.

Als nächstes muss die Frage gestellt werden, was das Erreichen des Ziels behindern könnte. Dabei ist es wichtig im Inneren der Gemeinde anzufangen: Was muss besonders gefördert werden? - Welche Personen, Gruppen, Arbeitskreise rücken in den Mittelpunkt? - Was müssen wir beenden? - Welche Strukturen sind nicht mehr lebensgemäß oder inhaltsleer geworden? - Welche Grenzen sind da? - Welche Grenzen können verändert werden? - Welche Grenzen müssen akzeptiert werden? u.a.m. Weiter geht es mit ähnlichen Fragen in konzentrischen Kreisen, immer weiter nach außen und nicht umgekehrt!

Auf dem Hintergrund dieser Analyse gilt es nun, neue Wege zu finden. Dabei sind Wege immer Handlungsvarianten vom Ist zum Soll. Die gangbaren Wege können sehr unterschiedlich aussehen, denn wenn ein Standort bestimmt ist und ein Ziel definiert, sind eigentlich alle Wege richtig. Leider wird in Gemeinden oft viel Kraft und Begabung bei der Diskussion über die Richtigkeit bzw. Unrichtigkeit von möglichen Wegen vergeudet. Das ist aber auch immer ein Zeichen dafür, dass keine Ziele vorhanden sind.

Nun setzt der eigentliche Veränderungsprozess ein. Damit dieser gelingen kann, ist es wichtig, dass alle, die vom Veränderungsprozess betroffen sind, gut über alle Schritte vorbereitend informiert werden. Offenheit und Ehrlichkeit sind unabdingbare Tugenden bei Veränderungen. Alle sollen Gelegenheit bekommen, ihre Hoffnungen, aber auch ihre Ängste auszudrücken. Gerade bei "Gegnern" der Veränderung ist es wichtig, dass diese nicht in eine Ecke gedrängt oder gar als Klein- und Ungläubige bezeichnet werden. Die Gemeinde braucht Beweger und Bewahrer, Menschen, die nach vorne denken und Neues wagen können und Menschen, die zur Vorsicht mahnen, Bewährtes nicht zu schnell aufzugeben und nicht rücksichtslos zu sein. Die Vorbereitungsphase muss gekennzeichnet sein durch viele Gespräche in Gruppen, in Gremien und mit Einzelpersonen. Niemand darf stigmatisiert werden. Alle Beiträge sind wichtig. Alle sind zu hören. Dabei ist die Tatsache, dass alle zu Wort kommen, oft wichtiger, als das, was die Einzelnen sagen. Es müssen aber auch Entscheidungen getroffen werden. Dabei ist Einstimmigkeit nicht das höchste Ziel, sondern eine eindeutige und erkennbare Mehrheit.

Als Nächstes muss für alle ein Punkt gefunden werden, an dem und ab dem das Neue (ein nächster Schritt zum Ziel) implementiert wird. Dieser Punkt sollte so liegen, dass genügend Zeit bleibt, alles gut vorzubereiten. Saubere und klare Informationen sind wichtig. Bilder und Beispiele für die anstehenden Veränderungen sind entscheidend. Die meisten Menschen brauchen Visualisierungen, können sich nur dann etwas vorstellen, wenn sie etwas gesehen haben.

Wer Veränderungen will, muss damit rechnen, dass Unruhe entsteht. Hoffnungen und Ängste im Blick auf das Neue wechseln miteinander ab. Mut und Angst vor dem Versagen bestimmen wechselseitig das Gemeindeleben. Es gibt auch immer Einzelne, die sich so verschließen, dass sie in eine innere oder tatsächliche Emigration gehen. Dabei muss man wissen, dass es in der Vorbereitung zu Veränderung einen Punkt gibt, wo der Prozess nicht mehr aufzuhalten ist, sondern kommen muss.

Ist die Veränderung implementiert, sind alle Hoffnungen der Leitung darauf konzentriert, dass es nun "aufwärts" geht. In Wirklichkeit geht es aber zunächst "bergab". Das liegt daran, dass das Neue noch keinen festen Platz im Leben der Gemeinde und er einzelnen Frauen und Männer hat. Neues muss gelernt werden und das braucht immer Zeit. Es braucht aber auch sehr viel Begleitung und Ermutigung. Nur dann wird die "Abwärtsbewegung" zum Stillstand kommen. Erst dann geht es wieder "aufwärts", auch in den neuen Bereich hinein, den die Veränderung ja erschließen sollte. Die meisten Menschen fühlen sich bei jeder Art von Veränderung zunächst einmal unwohl. Fühlen sie sich nicht unwohl, kann man davon ausgehen, dass das vermeintlich Neue für die Menschen nichts Neues ist.

Wenn wir etwas Neues beginnen, fängt das Neue meist damit an, dass wir etwas Altes aufgeben müssen. Das ist auch bezeichnend für die "Abwärtsbewegung" und die Unruhe im Veränderungsprozess. Die meisten Menschen achten darauf, was sie aufgeben, nicht was sie bekommen. Die im Veränderungsprozess Verantwortlichen reden viel über das

Neue und den Vorteil und Gewinn der daraus entsteht. In dieser Phase wollen das aber die meisten gar nicht hören. Es zählt das, was aufgegeben wird. Menschen klagen darüber und sind deshalb nicht für das Neue aufgeschlossen. Es ist wichtig, Gelegenheit zu geben, über das reden zu können, was aufgegeben wird. Mit dem Neuen erleiden viele einen Verlust. Dieser Verlust muss betrauert und bedacht werden. Dazu muss Zeit und viel Gelegenheit zum Reden miteinander und nicht übereinander sein.

Veränderungsprozesse in der Gemeinde kann niemand alleine durchführen. Es braucht der gegenseitigen Hilfe vieler. Die Menschen dürfen sich nicht allein gelassen fühlen. Es muss ständig Rückhalt und Sicherheit vermittelt werden. Deswegen sind bei Veränderungen, gerade in der Gemeinde, Treffen wichtig, wo immer wieder Standortbestimmungen gemacht werden und die Ziele bestätigt werden. Man kommt zusammen, man kann einander helfen. Menschen fühlen sich oft alleine, wenn Dinge verändert werden. Interaktion ist wichtig.

Es dürfen in einer Gemeinde nicht zu viele Veränderungen gleichzeitig durchgeführt werden. Menschen können nicht alles auf einmal ändern, sondern immer nur Stück für Stück, eines nach dem anderen. Um Leute zu mobilisieren brauchen sie Aufgaben, die man überschauen kann. Wenn ein Mensch sich zu viel vornimmt, wenn eine Gemeinde sich zu viel vornimmt, wird irgendwann die Kraft nicht ausreichen. Man darf nicht alles auf einmal verändern. Deshalb müssen Veränderungen geplant werden. Zwischenziele sind jetzt wesentlich.

Wir müssen damit leben, dass Menschen nun einmal unterschiedlich sind. Das gilt

auch bei Veränderungen. Die Bereitschaft, Veränderungen geschehen zu lassen und mitzugestalten, ist sehr unterschiedlich. Das heißt aber nicht, dass die, die gleich alles Neue mitmachen, gut, mutig und glaubensstark sind. Es heißt auch nicht umgekehrt, dass alle anderen zögerlich, schwach und kleingläubig sind. Es ist nun einmal so, dass Menschen unterschiedlich in ihrer Bereitschaft zur Veränderung sind. Nicht alle sind in der gleichen Entwicklungsphase. Einige sind sehr enthusiastisch, wenn es um Veränderungen geht und andere wissen nicht, was sie tun sollen. Einige sind schon desillusioniert, bevor sie überhaupt angefangen haben. Einige wissen, was zu tun ist, und andere eben nicht. Gerade die letzteren brauchen viel Ermutigung und Zuspruch und keine Kritik.

Im Veränderungsprozess muss die Leitung es schaffen, in den Menschen, die vom Veränderungsprozess betroffen sind, die Fähigkeit zu fördern, eigene Gaben und Möglichkeiten zu entdecken. Jeder Mensch kann etwas, das auch in der Gemeinde gebraucht wird. Es gilt dafür Raum zu schaffen, denn je mehr Menschen mit ihren Gaben im Veränderungsprozess vorkommen, desto sicherer wird die Veränderung auch gelingen.

Veränderungen müssen begleitet werden. Diese Begleitung setzt die Bereitschaft zu Einzel- und Gruppengesprächen voraus, die Förderung vorhandener Begabungen bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, das Feiern von erreichten Teilzielen und viel Zeit. Ein Veränderungsprozess braucht Zeit und Gelassenheit. Es darf nichts und niemand gezwungen werden. Den Veränderungsprozess zu gestalten ist sehr viel

wichtiger, als nur die Richtung anzugeben, in die es gehen soll. Die Richtung ist die Vision, ist das Ziel, aber den Prozess zu gestalten, hat mit den täglichen Aufgaben zu tun und wie diese umgesetzt werden können. Das ist das eigentlich Anstrengende: Dazu gehören Anerkennung, Korrektur, das Gewähren von Hilfe und Gemeinschaft, dazu gehören beten und in der Bibel zu lesen und v.a.m.. Findet diese Begleitung nicht statt, werden alle sehr schnell zum Alten zurückkehren.

Wer Veränderungen durchführen will, muss wissen, dass in einer Gruppe immer nur ein kleiner Teil von Menschen in der Lage ist, den Prozess zu gestalten. Die meisten Menschen brauchen Begleitung. Deshalb sollten alle "Veränderer" sich selbst gut kennen und immer wieder in Phasen der Ruhe und Stille nach eigener Orientierung suchen und auf Gottes Weisungen hören.



**Michael
Noss**

*Gemeindepastor
Evangelische Freikirchliche Gemeinde
Berlin-Schöneberg*

„Warum wir nicht warten können“

Motivationen für unser missionarisches Arbeiten

Vortrag bei der Inspektorenkonferenz
am 9. November 2005 in Kassel

Präses Dr. Christoph Morgner

„Deutschlands Christen entdecken die Freuden der Mission“ - so staunt die Schlagzeile der Süddeutschen Zeitung am 8. Dezember 2004. Und unter der Schlagzeile dann der Artikel: „Wird bald neben jedem Zeugen Jehovas ein Katholik stehen und eine Enzyklika feilbieten? Werden bald jedem adrett gekleideten Mormonenpärchen zwei Lutheraner folgen, allzeit bereit, mitleidigen Hausfrauen und trägen Passanten ein ‚Gespräch über Gott‘ aufzunötigen? Wird es so aussehen...? Beide Konfessionen wärmen sich derzeit an einem lange verpönten Begriff, versammeln sich frohgemut hinter Bonifatius, dem Apostel der Deutschen, und verkündigen: Deutschland ist Missionsland geworden, lasst uns missionieren ... Deutschland soll wieder christlich werden“. Soweit die Süddeutsche Zeitung.

Es hat sich also bis in die säkulare Presse herumgesprochen, was sich unter uns tut. Und auch deshalb war die EKD-Synode vor 6 Jahren ein missionarischer Glücksfall. In Leipzig wurden Mission und Evangelisation als elementare Lebenszeichen der Kirche herausgestellt. Seit dieser Synode ist unwahrscheinlich viel Papier ins Land gegangen, gute Vorträge, beherzigenswerte Erklärungen und praktikable Modelle. Alles das

ist Legion. Michael Herbst konstatiert deshalb im Anklang an Klaus Teschner: „Die Papierform der Evangelisation ist gut.“ Darüber können wir uns nur freuen. Aber es kommt nun darauf an, aus der Papierform Tagesform werden zu lassen und Kirchen, Gemeinden und freie Werke in ein Format zu bringen, das den gegenwärtigen missionarischen Herausforderungen entspricht. Dabei geht es nicht unbedingt darum, noch mehr an Aufgaben zu schultern, sondern das, was wir tun, auf die Ziele „Christ werden und Christ bleiben“ auszurichten.

Was ich ausführe, erhebt nicht den Anspruch, das bisher bereits Gesagte mit neuen Gesichtspunkten anzureichern. Mir geht es um die Motivation zur missionarischen Arbeit. Im Vordergrund stehen also nicht die Zeitgenossen, die wir für den Glauben gewinnen wollen, und die Methoden, die wir dafür anwenden, sondern wir, die Boten, die Zeugen, die Evangelisten und Missionare auf allen Ebenen. Von uns wird behauptet, dass wir nicht warten können. Frage nur: Ist das so? Scharren wir mit den Hufen? Kribbelt es uns in den Fingern, weil wir's nicht erwarten können, Menschen mit dem Evangelium zu verknüpfen?

Nicht warten zu können ist eigentlich, so hat man uns in der Kinderzeit eingetrichtert, kein schöner Zug. Am Adventskalender haben wir vielleicht die Kästchen voreilig geöffnet. Und wir konnten auch den Heiligabend nicht abwarten und haben schon vorher durchs Schlüsselloch in das Weihnachtszimmer geguckt. Es gehört zu den Tugenden - so ist uns eingetrichtert worden -, warten zu können.

Natürlich gibt es auch das andere, wo Warten völlig deplaziert ist. Ein Arzt, der endlich das passende Medikament herausgefunden hat, wird es sofort verschreiben und seinen Patienten ans Herz legen. Hier ist Warten keine Tugend, sondern ein riskantes Unternehmen. Jeder Aufschub vermindert die Chancen.

Und so auch in Mission und Evangelisation. Wenn es darum geht, Menschen für Jesus und den Glauben zu gewinnen, wird behauptet, wir können nicht warten. Warum nicht? Das soll nachfolgend entfaltet werden. Wie gesagt, es geht mir nicht zuerst um Methodisch-Strukturelles, sondern um geistlich-theologische Haltungen. Denn das ist klar: Wenn die Motivation stimmt, lässt das Gutes erwarten. Wenn der Antrieb stimmt, wird missionarisches Arbeiten zum Selbstläufer. Stimmt dagegen die Motivation nicht, wird alles Bewegen und Handeln zum Problem.

Ich sehe die Gefahr, dass wir gegenwärtig in der missionarischen Szene vor allem auf Methoden abheben. Das wird meist von den Gemeinden auch erwartet. Die Diskussion um Mission und Evangelisation findet hochgradig fokussiert auf Methoden statt. Sie ist methodenlastig. Das „Wie“ steht im Vordergrund, weniger das „Weshalb“.

Doch unsere vorrangige Aufgabe als Verkündiger besteht darin, Motivationen zu schaffen und Gesinnungen zu verändern. Wenn der Antrieb fehlt, liegt es nahe, defizitäre Motivation durch Appelle zu ersetzen und die Gemeindeglieder zum missionarischen Jagen zu tragen: „Man müsste doch...“ Die empfinden das dann als Bürde, nicht als Freude, als

Last, nicht als Befreiung, als zusätzliche Aufgabe, nicht als selbstverständliche Äußerung ihres Glaubens. Und das schlechte Gewissen wird zum Dauerbegleiter.

Erst durch die entsprechende Motivation werden Methoden dringlich und werden Christen anwendungsbereit. Die Motivation bildet das Gleis, auf dem Methoden rollen können. Vielleicht tun wir uns deshalb missionarisch so schwer, weil wir mit Methoden zügig dahinrollen möchten, aber wir übersehen dabei, dass die Grundlage fehlt. Uns ergeht es dabei wie einer massigen, starken Lok, die auf einer Wiese steht. Sie kommt keinen Millimeter voran.

Erst auf der Basis einer entsprechenden Motivation gewinnen auch die Herausforderungen, vor denen wir zweifellos stehen, ihren angemessenen Stellenwert. Herausforderungen, vor allem durch den grassierenden Unglauben, sind für sich allein keine geistlichen Antriebskräfte. Wer sich von Herausforderungen bewegen lässt, handelt außengesteuert. Doch geistlicher Antrieb kommt von innen.

Motivationen, Herausforderungen und Methoden sind wie auf einem Sockel aufeinander gelagert. Die Reihenfolge von unten nach oben ist unumkehrbar:

3. Methoden
2. Herausforderung(en)
1. Motivation

Im Folgenden erhebe ich nicht den Anspruch, Neues aus dem Ärmel zu zaubern, aber ich empfinde es als hilfreich, das uns bereits Bekannte einmal zusammenzustellen

len. Diese bunte Palette ist dem Neuen Testament entnommen. Sie ist ergänzungsbedürftig. Aussagen und Vergleiche überlappen sich. Aber sie alle mahnen die Dringlichkeit an, unter der wir stehen. Und es zeigt sich: Es gibt nicht nur ein einziges Motiv, auf das wir dann beharrlich insistieren, sondern eine Fülle. Und es ist wichtig, dass diese Palette in unserer Verkündigung anklingt. Das bewahrt davor, einlinig zu denken und zu argumentieren.

Es lohnt sich übrigens die Diskussion, ob mit der Abfolge auch eine gewisse Rangfolge gegeben ist.

1. Wir können nicht warten, weil wir als Gemeinde gern das Beste mit anderen teilen

Gute Erfahrungen behält man nicht für sich. Wer Gutes erlebt, gibt es gerne weiter. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“ (Mt 12,34). Ein russisches Sprichwort sagt: „Feuer, Husten und Liebe lassen sich nicht verbergen“. Was einen innerlich bewegt, überträgt sich auf andere. So auch die Erfahrung des Glaubens. Deshalb schreibt Paulus: „Wir hatten Herzenslust an euch und waren bereit, euch nicht allein am Evangelium Teil zu geben, sondern auch an unserem Leben. Denn wir hatten euch lieb gewonnen“ (1 Thess 2,8).

Die Erfahrungen heute belegen, dass Christen, die ihren Glauben geradezu absichtslos, selbstverständlich und fröhlich leben, nach wie vor die besten Werbeträger für die Jesus-Botschaft sind. Zwar haben unsere

Zeitgenossen nur ein begrenztes Interesse an kirchlichen Dogmen und Institutionen, aber sie werden ausgesprochen hellhörig, wenn Christen ehrlich aus ihrem Leben berichten, von ihrer Zuversicht und ihrer Geborgenheit, aber auch von ihren Krisen, Zweifeln und Ängsten. Glaubenszeugnisse werden aufmerksam zur Kenntnis genommen und machen neugierig.

Als Christen sind wir davon überzeugt, eine Nachricht zu haben, die sich im Leben jedes einzelnen Menschen und dazu in allen Formen des Zusammenlebens - bis hinein in den wirtschaftlichen und politischen Bereich - positiv auswirkt. Warum? Weil sie wahr ist. Immer und überall hat uns Gott das Entscheidende zu sagen. Seine Diagnosen treffen ins Schwarze. Seine Hilfen bringen zu recht. Seine Maßstäbe erweisen sich als lebensdienlich. Darauf gilt es zu hören. „Wohin sollen wir gehen, wenn nicht zu dir? Du hast Worte des ewigen Lebens“, bekennt Petrus (Joh 6,68) gegenüber seinem Herrn. Unser Schatz und Reichtum, das Pfund gleichsam, mit dem es zu wuchern gilt, heißt Jesus Christus.

Wir geben etwas weiter, was wir selbst nicht besitzen und über dessen Wirkung wir nicht verfügen. Wir selber werden am laufenden Band beschenkt, und dieses Geschenk ist unser Glück. Deshalb ist ausgeprägtes Wertbewusstsein angesagt. In der Sprache der Manager das, was man „gesunden Produktstolz“ nennt. Zunächst einmal im Blick auf unser Christsein allgemein. Es ist ein Privileg, Christ sein zu dürfen. Es ist wunderbar, eine Adresse zu haben, in deren Richtung wir beten. Es ist schön, Christ zu sein.

Etwas katholisch eingefärbt, aber trefflich formuliert der Journalist Peter Seewald – er ist übrigens nach einem Interview mit Kardinal Ratzinger zum Glauben gekommen und in die Kirche eingetreten –, welch hohen Wert Glaube für ihn hat und für andere haben sollte.

Er schreibt: „Christentum ist nach meiner Überzeugung die modernste und abenteuerlichste Art, ein Leben zu führen. Und es ist mit Sicherheit die beste Bewegung, die es für Gesundheit und gutes Benehmen gibt. Ich bin sehr entspannt darin. Der Glaube ist das Außergewöhnliche, aber man sollte ihn leben. Der Glaube muss so selbstverständlich zum Leben gehören wie Essen, Schlafen und Zähneputzen. Es muss völlig okay sein, auf dem Weg zum Job in eine Kirche zu gehen, um noch schnell eine Kerze anzuzünden. Es muss völlig okay sein, einmal im Jahr eine Auszeit zu nehmen und sich an einen heiligen Ort zu begeben, um dort neue Energie zu tanken. Niemand wird behaupten, der Mensch hätte sich selbst erschaffen oder dass er es war, der Sonne, Mond und Sterne ans Firmament gestellt hätte.“ Soweit Peter Seewald.

Ausgeprägtes Wertbewusstsein brauchen wir auch in unseren Gemeinden im Blick auf die Angebote, in denen wir christlichen Glauben präsentieren. Wir benötigen ein gesundes Wertbewusstsein im Blick auf unsere Gottesdienste, im Blick auf unsere Jugendabende und dergleichen. Wenn das nur schwach ausgeprägt ist, wird sich missionarisches Engagement nur auf Sparflamme ereignen. Wer von den eigenen Angeboten nicht durchdrungen ist, wird schwerlich andere dafür gewinnen. Nur Be-

geisterte begeistern. Es tut mir weh, wenn ich da und dort höre: „In unsere Gemeinschaftsstunden kann ich keinen Außenstehenden einladen.“ Von vielen kirchlichen Gottesdiensten könnte das ähnlich gesagt werden.

Wir brauchen dieses Bewusstsein: Wir haben die beste Nachricht, die es auf dem Erdboden gibt. Und wir tun alles dafür, um sie in unseren Veranstaltungen so zu präsentieren, dass andere hellhörig und angelockt werden. Und wo das nicht ausgeformt ist und wo es triste zugeht, dort lässt sich etwas ändern, und das möglichst umgehend. Wir tragen hier eine hohe Verantwortung. Durch die Verkündigung sollen unsere Gemeinden neu ins Evangelium eintauchen, damit Freude an Jesus geweckt wird. Die Augen müssen wieder glänzen, wenn es um Jesus geht.

Dazu gehört das Überlegen: Wie können wir unsere Gottesdienste und Gemeinschaftsstunden so gestalten, dass man andere gern dazu einlädt? Dann können wir nicht warten, dann freuen wir uns die Woche über schon auf den Sonntag und auf die „schönen Gottesdienste des Herrn“ (Ps 27,4). Unwillkürlich fängt der Blick an zu schweifen: Wen können wir dazu einladen? An wen haben wir noch gar nicht gedacht? Wen sollten wir mitnehmen? Wir wollen doch das Beste mit anderen teilen. Je eher, desto besser. Die anderen sollen doch das Glück nicht verpassen, das wir in Jesus und in seiner Gemeinde haben.

2. Wir können nicht warten, weil wir von der Liebe Christi gedrängt werden

„Die Liebe Christi drängt uns“ (2 Kor 5,14), stellt der Apostel Paulus fest. Die Liebe wirkt dynamisch. In ihr steckt eine geheimnisvolle Kraft. Wenn man verliebt ist, ist kein Weg zu weit und keine Last zu schwer. Geliebt zu werden und selber zu lieben, das macht kreativ. Liebe bewegt und motiviert. Was man aus Liebe tut, das tut man gern. Liebe ist die stärkste Kraft, die es gibt, dauerhaft und stabil.

Und Liebe lässt sich halt nicht auf die lange Bank schieben: „Ab morgen liebe ich auch, es kommt doch auf einen Tag, auf ein Jahr nicht an“. Nein, Liebe sucht das Hier und Jetzt. Sie kann es nicht erwarten, auf den anderen einzugehen und ihm Gutes zu tun. Je lieber wir einen Menschen haben, desto besorgter sind wir um ihn, desto eiliger sind wir dabei, um ihm zu helfen. Und wir empfinden es als Manko, nicht rechtzeitig zur Stelle zu sein.

Von der Liebe Christ „gedrängt“. Es ist bedenklich, wenn wir durch andere Motive bewegt werden. Da gibt es das Motiv der leeren Stühle: „Jetzt, wo sich Reihen lichten, müssen wir missionarisch an die Front. Jetzt ist wieder einmal eine Evangelisation dran“. Oder es wird persönlich motiviert: „Die Christen neben mir sind missionarisch auf Draht, also muss ich wohl oder übel mitmischen, obwohl mir nicht danach zumute ist“.

Lasst uns selbstkritisch fragen: Was treibt mich, was treibt uns an? Von welchen Motiven werden wir im Umgang mit anderen

Menschen hauptsächlich bewegt? Aus welchen Gründen wenden wir uns ihnen zu? Wenn das Motiv nicht stimmt, müssen wir uns nicht wundern, dass unser Engagement langfristig über unsere Kräfte geht und wir wenig Freude dabei empfinden. Wir werden ständig zwischen Euphorie und Depression pendeln.

Sicher, so lange wir auf dieser Erde leben, werden sich die Motive bei uns immer mischen und überlappen. Das kann nicht anders sein. Aber die Liebe Christi zu uns und unsere Liebe zu Jesus und zu den Menschen will sich immer wieder als treibendes Motiv durchsetzen. Sie will der Motor sein, der uns vorantreibt.

Nur was wir aus Liebe heraus und in Liebe tun, wird letztlich das Herz des anderen erreichen. Deshalb gibt es für diese Liebe keinen Ersatz. Das merken wir besonders im missionarischen Dienst. Wenn wir die Leute nicht lieben, die vor uns sitzen, wenn wir sie nicht wirklich gern haben, die wir für Jesus gewinnen wollen, werden wir sie nicht erreichen. Wenn wir ihnen mit inneren Sperrn und Vorbehalten entgegentreten, weil sie eben sind wie sie sind und sich vielleicht ethisch völlig anders verhalten als uns das genehm ist, und weil sie unseren Gott einen guten Mann sein lassen, werden wir ihre Herzen nicht gewinnen.

Nur die Liebe ist in der Lage, Brücken zum anderen zu bauen und Geduld aufzubringen, wenn der andere nicht umgehend darauf eingeht. Die Liebe erweist sich als die Kraft der Mission, und zugleich macht sie Mission dringlich. Liebe hat ein einziges

Ziel: Sie will den anderen gewinnen. Und das nicht hektisch und hastig, sondern bedacht und zielstrebig.

3. Wir können nicht warten, weil wir einen göttlichen Auftrag haben

„Weil wir wissen, dass der Herr zu fürchten ist, suchen wir Menschen zu gewinnen“, schreibt der Apostel Paulus nach Korinth (2 Kor 5,11). Gott meint es ernst mit dem strikten Auftrag an die Gemeinde, die christliche Botschaft weiterzusagen und zum Glauben an Jesus einzuladen. Bibelstellen dafür gibt es reichlich. Dieser Auftrag steht nicht zur Disposition. Ihn auszuführen ist nicht in unser Belieben gestellt. Hier entscheidet sich, ob unsere Gemeinden zum Selbstzweck geraten, weil wir unglaublich viel mit dem Binnenbetrieb und den eigenen Belangen zu tun haben, ob unsere Gruppen zu heimeligen Kuschelklubs geworden sind, in denen Fremde nur stören. Oder ob christliche Gemeinde zu dem findet, wozu sie da ist: „Dass ihr verkündigen sollt die Wohlthaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.“ (1 Petr 2,9).

Hier findet Gemeinde zu sich selbst. Indem sie sich den Aufträgen Gottes stellt und sich reinkniet, entspricht sie Gottes Entwurf. In demselben Moment wird sie lebendig und kriegt neue Kräfte. Deshalb ist immer wieder Besinnen auf den Auftrag angesagt: „Wir sind dazu da, die Menschen heute das Glauben und das Lieben zu lehren“. Indem wir diese Kernaufgabe wahrnehmen, kommt das innere Leben von al-

lein. Die Kraft zum missionarischen Arbeiten ist längst da. Aber die kommt nur im Losgehen und nicht schon vorher.

Indem sich eine Gemeinde auf die missionarische Spur begibt, wird sie mit Kräften erfüllt. Denn sie bewegt sich auf der Spur Gottes, der unterwegs ist, um Menschen zu helfen und sie „zur Erkenntnis der Wahrheit“ zu führen (1 Tim 2,4). Dass wir nicht warten können, wird sich dann zeigen, wenn wir Mission und Evangelisation in allen Gremien höchste Priorität einräumen. Menschen für Jesus zu gewinnen, muss unser dominantes Ziel sein.

Ich wünsche jedem Vorstand, jeder Synode und jedem anderen leitenden Gremium die Haltung, die ich einmal in einem Rundfunk-Interview von Heinrich Giesen vernommen habe. Er sagte über seine missionarische Arbeit: „Ich muss die Leute haben.“ Wir brauchen diese tiefe Sehnsucht nach den Menschen. Diese Sehnsucht muss handlungsleitend werden. Es geht um Gottes Auftrag. Es geht um wertvolle Menschen. Es geht um Heil für Zeit und Ewigkeit. Weil wir unter diesem göttlichen Mandat stehen, können wir uns nicht aussuchen, ob und in welchem Ausmaß an Zielstrebigkeit wir uns dieser Aufgabe stellen. Abwarten zu können, wäre eine Untugend.

4. Wir können nicht warten, weil wir bei unseren Zeitgenossen verschuldet sind

Es heißt sehr ungewöhnlich in Röm 1,14f: „Ich bin ein Schuldner der Griechen und der

Nichtgriechen, der Weisen und der Nichtweisen, darum, soviel an mir (Paulus) liegt, bin ich willens, auch euch in Rom das Evangelium zu predigen.“ Paulus steht - ein sehr ungewöhnliches Bild - in der Kreide. Er hat Schulden. Das klingt ein wenig ehrenrührig, denn viele Ältere sind dazu erzogen worden, ja keine Schulden zu machen. Aber es gibt Schulden besonderer Art. Ich will es in einem schlichten Vergleich sagen. Stellen wir uns vor: Jemand gibt uns für einen anderen etwas mit: „Gib das bitte bei dem und dem ab!“ Von dem Moment an haben wir Schulden.

So ähnlich sieht sich Paulus. Gott hat ihm etwas mitgegeben. Nun hat er überall Schulden: bei Juden und Heiden, Männern und Frauen, Gebildeten und Einfältigen. Alle können von Paulus etwas erwarten. Das muss er loswerden. Er zieht durch die Welt, um seine Schulden abzutragen. Gott hat ihm eine Botschaft anvertraut. Die darf Paulus nicht für sich behalten. Die muss zu jedem hin. Paulus ist verschuldet genauso wie wir, die wir von der Jesus-Botschaft erreicht und beglückt worden sind.

Damit gibt Paulus uns den Takt vor: als Christenheit, aber auch als Einzelne. Wir stehen bei den Menschen neben uns in der Kreide. Und wir sollten etwas unternehmen, das zu ändern. Natürlich sehen unsere Zeitgenossen das völlig anders. Die warten gewöhnlich nicht darauf, dass wir kommen und endlich unsere Schulden begleichen. Die wollen mit frommen Sachen nicht behelligt werden. Und trotzdem: Wir haben bei ihnen Schulden. Und wenn wir ihnen das Evangelium vorenthalten, wirkt es sich bei ihnen auf

jeden Fall negativ aus. Sie könnten uns einmal, spätestens in der Ewigkeit, darauf hinweisen, was wir ihnen schuldig geblieben sind: „Ihr Christen, ihr hattet doch etwas, das hätte auch mir Glück und Freude gebracht. Aber ihr habt mich niemals eingeladen.“ - „Wenn ich durch euch von Jesus gehört hätte“, könnte ein anderer hinzufügen, „wäre ich vielleicht nicht in meiner Sucht auf- und untergegangen.“ Und ein Dritter könnte sagen: „Mein Leben wäre völlig anders verlaufen, und ich hätte mir viele Irrwege erspart, wenn ich von euch erfahren hätte, dass Gott einen Plan für jeden Menschen hat.“

Deshalb lasst uns am Ball bleiben, nahe bei den Menschen. Das Evangelium von Jesus ist eine Bringschuld. Je eher wir sie abtragen, desto günstiger ist das für den, den wir mit dem Geschenk des Evangeliums erfreuen, so dass er „seine Straße fröhlich“ ziehen kann (Apg 8,39).

Wie positiv sich das auswirkt, hat auf der EKD-Synode 2000 in Braunschweig ein Christ aus Indien berichtet. Er hat es in einem Grußwort eindringlich geschildert. Er arbeitet gegenwärtig als Pfarrer und Dozent in Deutschland. Er sagte: „Lassen Sie sich doch bitte nicht einreden, dass Mission eine schlechte Sache gewesen sei und Menschen unterdrückt habe. Natürlich wissen wir alle, dass in der Mission auch Fehler gemacht wurden und wollen das nicht verschweigen. Aber unter dem Strich bleibt, dass das Evangelium befreit hat. Und ich stehe hier als ein Beispiel für diese Befreiungsgeschichte des Evangeliums vor Ihnen, und gerne will ich bezeugen, wie froh und

dankbar ich bin, dass Missionare nach Indien gekommen sind, die Jesus Christus als Befreier und Retter verkündigt haben. Jeder von Ihnen, der sich in der Literatur der Kastenlosen auskennt, weiß, dass dort ein hohes Loblied auf die Mission und die Missionare gesungen wird, weil sie die Kastenlosen aus der Verachtung, als ganz am Rand der Gesellschaft Stehende herausgeholt haben und ihnen Würde gegeben haben vor Gott und den Menschen. Achten Sie das bitte nicht gering. Was ich den Christinnen und Christen in Deutschland wünsche ist, dass sie sich des Evangeliums nicht schämen. Das Evangelium ist eine befreiende Botschaft und hat im Laufe der Geschichte großartige Wirkungen gehabt.“ Soweit jener Christ aus Indien.

In der letzten Woche war ich bei der Jahrestagung des Gideon-Bundes in Garmisch-Partenkirchen. Da hat es mich sehr beeindruckt, wie ein Mann mittleren Alters nach vorn gegangen ist und erzählt hat, wie er vor 8 Jahren als Obdachloser in Bielefeld herumgestreunt ist und nachts dann in der kalten Winterszeit auf einer Parkbank übernachtet hat. Dort findet er scheinbar zufällig ein liegen gebliebenes Neues Testament des Gideon-Bundes. Im Schein der Straßenlaterne liest er die ganze Nacht in diesem Neuen Testament. Es geht ihm eine völlig neue Welt auf. Er findet zum Glauben, er findet Christen. Er arbeitet heute in der Gemeinde mit und ist mittlerweile verheiratet.

Was für eine großartige Botschaft, die wir haben, die bis zum heutigen Tag, wenn auch nicht immer auf spektakuläre Weise, Menschen zurecht bringt und auf eine neue

Bahn führt. Und weil das so ist, ist es für unser Christsein und unsere Gemeinden verhängnisvoll, dass wir so viel mit uns selber beschäftigt sind. Wir sollten selbstkritisch fragen: Wovon sind unsere Tagesordnungen bestimmt? Wann haben wir zuletzt darüber nachgedacht: Wie können wir unsere Schulden abtragen? Welche Maßnahmen sind bei uns vor Ort dran? Welche Schritte können wir gehen? Wir glauben doch nicht nur für uns selbst. Gott hat uns als Zwischenhändler für das Evangelium gedacht, nicht als Endverbraucher. Die anderen haben einen Anspruch darauf, zu Jesus eingeladen zu werden. Jeder unserer Zeitgenossen soll die Jesus-Botschaft so hören, dass er's auch verstehen und etwas damit anfangen kann. Das ist nichts für die lange Bank. Die Sache hat Eile. Bischof Leslie Newbiggin sprach von einem „brennenden evangelischen Verlangen“.

5. Wir können nicht warten, weil Menschen sonst verloren gehen

Modern gesprochen: Sie treiben am Ziel ihres Lebens vorbei. Sie sind nicht dort, wo sie nach Gottes Willen hingehören: bei Jesus und in seiner Gemeinde. Verloren zu sein ist keine moralische, sondern eine soteriologische Kategorie. „Wir sollen nicht verloren werden, Gott will, uns soll geholfen sein“ (EG 354,3). Diese Liedzeile beschreibt unsere Ausgangslage. Deshalb ist Jesus Christus für jeden Menschen lebens- und sterbenswichtig. Wer nicht an ihn glaubt, ist verloren, ganz gleich wo er sich ansonsten religiös ansiedelt oder ob er sich als Atheist versteht.

Deshalb ist christliche Mission dringlich, denn Jesus ist der, der exklusiv „Heil und Leben mit sich bringt“ (EG 1,1). Für ihn gibt es keinen Ersatz. Das muss heute ebenso klar wie liebevoll bezeugt werden.

Dafür ist es immer höchste Zeit. Wo Leben in Gefahr ist, geht es um alles oder nichts. Da wird schnell und unverzüglich gehandelt. Ein Feuerwehrtrupp, der zum Einsatz gerufen wird, wird nicht gemütlich die Skatrunde zu Ende bringen. Und die Besatzung des Krankenwagens, auf die ein Notfall wartet, wird nicht erst genüsslich in die Currywurst beißen. Völlig unmöglich, in solcher Situation zu warten! Jeder Verzug vermehrt die Katastrophe. Schnelles Eingreifen ist geboten, je zügiger, desto effektiver. Sämtliche Hebel werden in Bewegung gesetzt, um so schnell wie möglich zu helfen. Es geht doch ums Leben, und dafür tut man alles.

In ähnlicher Mission wissen sich auch die Boten im Neuen Testament unterwegs. Sie sehen Menschen vor sich, die in großer Gefahr schweben. Sie sind verloren, denn sie leben ohne Gott, so religiös sie sich auch verhalten. Deshalb leben sie ohne letzten Sinn, ohne tragfähigen Trost. Und am Lebensende sind sie alle miteinander wirklich am Ende und stehen im Gericht Gottes mit leeren Händen da.

Das ist das Schlimmste, was passieren kann. Deshalb ist dem missionarischen Dienst Eile geboten. „Sie sterben sonst darüber“, mit diesen Worten mahnte Friedrich von Bodelschwingh die Missionare zum baldigen Aufbrechen.

Unser Fleiß im missionarischen Dienst lebt natürlich davon, dass wir uns diese neutestamentliche Sicht zu eigen machen. Es gibt kein Heil, keinen Frieden mit Gott außerhalb des Glaubens an Jesus Christus. Wenn jedoch Christen entgegen der Bibel und der reformatorischen Bekenntnisse die irri- ge Ansicht vertreten, mit der vollzogenen Taufe sei Christsein bereits in trockenen Tüchern, wird man logischerweise missionarische Anstrengungen als überflüssig empfinden und erst recht für den Gedanken der Dringlichkeit nur ein müdes Lächeln aufbringen. Und ebenso dort, wo man entgegen evangelischer Grundüberzeugung meint, dass auch andere Religionen göltiges und ewiges Heil anzubieten haben. Wozu zum christlichen Glauben einladen, wenn doch auch anderweitig Entsprechendes zu haben ist?

Wir können uns die Dringlichkeitsstufe für Mission und Evangelisation nicht aussuchen. Sie ist uns im Neuen Testament vorgegeben. Die Apostel wissen sich gesandt und haben eine Verantwortung. Auch wir werden von Gott einmal danach gefragt, wie wir damit umgegangen sind.

Ich war 14 Jahre lang Gemeindepfarrer in Niedersachsen und habe in der Zeit oft an Gräbern gestanden und mich manchmal gefragt: „Bin ich diesem Menschen - so ich ihn kannte - das Evangelium schuldig geblieben? Hat er durch mich so von Jesus gehört, dass er es als dringliche Einladung empfinden musste, Schritte auf Gott hin zu tun und Glauben zu wagen?“ Darüber nachzudenken führt uns in die Besinnung und Buße, macht fleißig zum Beten und Arbeiten. Wer die Sache gemächlich und zögernd

angeht – was nicht heute kommt, das kommt vielleicht morgen –, der wird an den Menschen schuldig, die ihm anvertraut sind.

6. Wir können nicht warten, weil wir die Ahnungslosigkeit nicht ertragen

Ich muss über diese Szenerie der Ahnungslosigkeit nicht allzu viel sagen. Wir erleben sie bei Quizsendungen im Fernsehen. Kürzlich hat man vor dem Kölner Dom Passanten gebeten, sie möchten doch einmal das Vaterunser aufsagen. Was gab das für ein jämmerliches Gestottere!

Die Ahnungslosigkeit in Fragen des christlichen Glaubens ist erschreckend. Sie fordert uns heraus. Wir haben heute vor allem eine schlichte Informationsaufgabe. Nur wer informiert ist, kann sich entscheiden. Je stärker der christliche Grundwasserspiegel in unserem Land absinkt, desto mehr wird missionarisch-evangelistische Praxis zur Informationsarbeit und vermittelt elementare Kenntnisse über Gott, über Jesus, den Glauben und die Bibel. Wir selber müssen es mehr und mehr lernen, biblische Geschichten schlicht und einfach zu erzählen und so elementare Kenntnisse über Gott, Jesus und den Glauben zu vermitteln.

Aber in der Tatsache, dass christlicher Glaube vielfach unbekannt ist, liegt auch eine Chance. Was fremd ist oder fremd geworden ist, weckt oft Neugierde. Deshalb ist Jesus für unsere Zeitgenossen oft reizvoller als wir ahnen. Und Glaubenskurse, Einführungen in die Bibel etc. haben gerade für Fernstehende einen gewissen Reiz.

Normalerweise setzen wir unsere Evangelisationen relativ hoch an und setzen einen hohen Pegelstand an christlichem Wissen voraus. Früher war das so möglich. Wir konnten uns in früheren Zeiten - vor 30, 40 Jahren - eine Evangelisation der kurzen Wege erlauben. Das hatte mit einer einfachen Situation zu tun: Wenn ich in meiner früheren Gemeinde Hausbesuche machte - speziell bei älteren Gemeindegliedern -, dann erzählten die oft vom Religionsunterricht. Wahrscheinlich, um mir eine Freude zu machen. Es war immer die erste Stunde am Morgen. Montag Altes Testament, dann Neues Testament, dann Katechismus und Gesangbuch. Man kriegte in der Schule - ganz gleich, was man persönlich davon hielt - die elementaren Kenntnisse des christlichen Glaubens mit, genauso wie Orthographie und Geographie und andere Fächer. Wenn dann jemand mit 16, 17 Jahren in eine Jugendgruppe kam, dann konnte man ihn relativ zügig auf diese Glaubensinhalte ansprechen. Die Leute merkten: Was ich damals in der Schule gelernt habe, das ist ja meine Geschichte, die gespielt wird - in der Erzählung vom verlorenen Sohn usw. Der Heilige Geist hat das vorhandene Wissen mit Leben erfüllt. Es kam dann oft zu Schritten im Glauben.

Deshalb wünschen sich viele, gerade unsere älteren Schwestern und Brüder, solche Evangelisationen, wie sie in den 50-er und 60-er Jahren stattfanden. Aber wir haben heute nicht mehr die Leute der Nachkriegszeit, die desillusioniert aus dem Dritten Reich herausgekommen waren, die vielleicht Haus und Heimat verloren hatten usw. Wir haben es mit Menschen in der

Konsum- und Erlebnisgesellschaft zu tun. Sie haben diese elementaren Kenntnisse des christlichen Glaubens nicht mehr. Deshalb muss Evangelisation heute längere Wege zu den Menschen einkalkulieren. Das wird sich nur ändern, wenn wir mit vereinten Kräften und christlichem Wertebewusstsein diesem Bildungsnotstand entgegenwirken. Das beginnt in den Familien. Das setzt sich fort in evangelischen Kindergärten, im Religions- und Konfirmandenunterricht. Wir brauchen diese schlichte „Milchspeise“ auch in unserer Gemeindegemeinschaft, im Bibellesen für Anfänger, in Einführungen in den Glauben u.a.

7. Wir können nicht warten, weil Kirchen und freie Werke bestehen sollen

Ich will es ganz simpel sagen: Besser mit dem Motiv evangelisieren „Unsere Kirche soll voller werden“ als überhaupt nicht. So uneigennützig müssen wir gar nicht sein, als dass wir beim missionarischen Dienst immer nur an andere zu denken haben. Es geht auch um unsere Gemeinden und deren Wohlergehen und Wachstum. Michael Herbst schreibt offen: „In Pommern können wir uns jedenfalls die vornehme Zurückhaltung nicht mehr leisten, die da behauptet, es gehe in der Evangelisation nicht auch um die Kirchenmitgliedschaft, deren Stärkung und Erweiterung.“

Es geht dem Evangelium nur gut, wenn es auch den Gemeinden gut geht. Denn diese sind Träger und Instrumente der Evangelisation. Dieses Werkzeug will gepflegt und in Ordnung gehalten sein. Aber eine Gemeinde,

die vor sich hin dümpelt, strahlt nichts aus und wirkt nicht attraktiv. Doch eine Gemeinde, in der verständlich und einladend von Gott gepredigt wird, in der es gelassen und fröhlich zugeht, in der verschiedene Generationen wertschätzend miteinander umgehen, eine solche Gemeinde ist in sich eine gelebte Einladung zu Jesus. Und das Miteinander der Glaubenden sprach in neutestamentlicher Zeit - und spricht auch heute - lauter als tausend Worte.

Wer sich missionarisch müht, tut also nicht nur denen etwas Gutes, die das Evangelium hören, sondern auch sich selbst bzw. seiner Gemeinde und seinem freien Werk. Zunächst einmal quantitativ. Mehr Gemeindeglieder bedeuten auch mehr Geld und mehr Möglichkeiten, mehr Mitarbeiter. Und eine örtliche Gemeinde wie auch eine Kirche als Verbund werden düsteren Zeiten entgegengehen, wenn sie nicht vom Wunsch beseelt sind, Menschen für den Glauben zu gewinnen. Ihnen werden im Zeitalter abbrechender Traditionen langfristig die Totenglocken läuten.“

Und es trifft auch qualitativ zu: Missionarische Arbeit hat positive Rückwirkungen auf das Innenleben einer Gemeinde. Nichts motiviert unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mehr, als dass sie erleben: Es lassen sich Menschen einladen, es finden Menschen zum Glauben. Neue Menschen mischen unsere Gemeinden auf. Sie versorgen uns mit neuen Einsichten und Herausforderungen. Das belebt und bereichert. Das hält die Gemeinden fit und schmiegsam, weil man genötigt ist, sich immer wieder auf neue Situationen einzustellen.

Eine Gemeinde tut sich also rundum etwas Gutes, wenn sie missionarisch und evangelistisch tätig ist. Wer das wahrnimmt, dem geht auf: Es ist Eile geboten, auch im Blick auf unsere Kirche und auf unsere freien Werke. Und Eile ist weiterhin geboten:

8. Wir können nicht warten, weil Frieden und Freiheit genutzt werden wollen

Wir sind in diesem Jahr daran erinnert worden: 60 Jahre Frieden in Deutschland. Wir leben in einem freien demokratischen Staat - und das seit 15 Jahren wiedervereinigt. Ein Gottesgeschenk ohnegleichen! Die meisten Christen in der Welt beneiden uns um die uferlosen Möglichkeiten, die wir in Deutschland und in anderen Ländern haben. Wir können nach Belieben gestalten, organisieren, verkündigen und diakonisch arbeiten.

Wer weiß, wie lange wir diese offenen Türen noch haben. Deshalb ist Eile geboten. Zielstrebig wollen die Chancen genutzt sein. Wir haben nicht alle Zeit der Welt. Nirgendwo in der Bibel ist uns versprochen, dass das Christliche in Deutschland immer von Frieden und Freiheit getragen sein wird.

Deshalb leitet der Apostel Paulus die Christen zum Gebet an, damit wir „ein ruhiges und stilles Leben führen können, in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit“ (1 Tim 2,2). Paulus weiß, wie wichtig der Frieden ist. Wo Krieg herrscht, grassiert das Böse. Er vergiftet alles und alle. Krieg verheert und ruiniert auf lange Sicht.

Vor allem aber: Wo Krieg ist, leidet das Weitergeben des Evangeliums. Christliche Verkündigung freut sich darüber, wenn Menschen in Ruhe hören und über sich nachdenken können.

Wo jedoch Lebensangst umgeht und Menschen innerlich verstört, kann man kaum erwarten, dass man sich bedacht auf Jesus einlässt. Der Kampf ums Überleben nimmt alle Sinne gefangen.

Deshalb ist Paulus das „ruhige und stille“ Leben so wichtig. Er meint kein beschauliches Dahinplätschern von Christen, sondern es geht ihm um günstige Rahmenbedingungen für das Leben im Glauben und für das Weitergeben der frohen Botschaft.

Frieden und Freiheit – diese hohen Güter sind wichtige Voraussetzungen für gedeihliches missionarisches Arbeiten. Gott schafft uns derzeit Raum, Menschen zu Jesus einzuladen. Weil das schnell auch anders kommen kann, ist Warten fehl am Platz. Jedes Verzögern und Aufschieben vermindert unsere Chancen, die derzeit gut stehen.

Es kann anders kommen. Und leise Anzeichen liegen in der Luft. Wer weiß, was da noch auf uns zukommen wird! Wo uns klar wird, welche hohen Güter Frieden und Freiheit sind, werden wir nichts aufschieben. Die Freiheiten jetzt wollen genutzt sein. Viele Türen stehen uns offen. Unsere Möglichkeiten heute sind größer, als dass wir sie ausschöpfen könnten, z.B. als christliche Kinder- und Jugendarbeit in Ganztagschulen. Lasst uns sie nutzen, so schnell und so gut es geht.

9. Wir können nicht warten, weil Gott unser missionarisches Handeln heute beglaubigt

Wir haben keinerlei Anlass, vom geistlichen Geschehen in unseren Tagen gering zu denken. Es lassen sich heute Menschen in unsere Veranstaltungen einladen. Es finden auch Menschen zum Glauben. Sicherlich, wir haben heute keinen „fahrenden Platzregen“ (Martin Luther), aber Gott lässt es „nieseln“.

Wir haben die Aufgabe – um im Bild zu bleiben –, die Eimer hinzustellen und damit den ganzen Segen aufzufangen. Es lohnt sich.

Wir unterscheiden dabei zwischen Wirkung und Erfolg. Die Reden von Jesus und Paulus haben stets die Zuhörer berührt und angesprochen. Selbst dann, wenn es Zorn erregt und man sie umbringen will oder wenn ein vermöglicher Mann von Jesus enttäuscht weggeht (Mk 10). Ihre Predigt lässt keinen kalt. Sie betrifft und wirkt auf jeden Fall. Sie löst Nachfolge oder Verweigerung aus.

Aber Wirkung ist nicht identisch mit Erfolg. Der war den Boten des Neuen Testaments keinesfalls immer beschieden. Uns ist wohl Wirkung versprochen, keinesfalls aber stetiger Erfolg. Auch das Abwenden von Jesus kann Wirkung des Evangeliums sein. Aber bitte: Abwenden wegen Jesus und seines Anspruchs und wegen der Torheit des Kreuzes. Hoffentlich nicht abwenden wegen der altbackenen und unverständlichen Predigt, wegen vorgestriger Veranstaltungsformen und einseitiger Musik.

Wir wollen uns auch klarmachen: Dieser fahrende Platzregen, gar als flächendeckende Erweckung, entspricht zwar der Sehnsucht vieler, aber selbst Jesus hat das nicht erlebt und der Apostel Paulus ebenfalls nicht. Paulus rechnet mit „einigen“ (1 Kor 9,22). Jesus spricht von der „kleinen Herde“ (Lk 12,32). Wir lassen uns von geringen Zahlen nicht entmutigen. Wer mehr verspricht und ankündigt, der geht nicht nur ein hohes Risiko ein, sondern steht auch in der großen Gefahr, sich an den Schwestern und Brüdern zu versündigen, indem er irrealer Erwartungen weckt.

Wir wollen uns davor hüten, das Bescheidene zu verachten, das Gott uns momentan schenkt. Wer von Erweckung schwärmt und seufzt, dass sie noch nicht eingetreten ist, und woran das wohl liege, der macht sich und andere mutlos. Er verbreitet eine resignative Stimmung und lähmt die Schritte, die heute gangbar sind.

Wenn Gott uns derzeit keine umspannende Erweckung schenkt, ist das kein Grund zum Klagen, sondern zum fleißigen Arbeiten: in treuen Hausbesuchen, einfühlsamen Gottesdiensten sowie in alters- und zielgruppenorientierten Angeboten.

Was sich heute tut, macht rundum Mut. „Kluge“ Eile ist geboten, nicht dränglerisch und erfolgsgierig um jeden Preis. Nicht warten können ja, aber nichts erzwingen. Dietrich Bonhoeffer hat einmal gesagt: „Das Ende der Eindringlichkeit ist die Aufdringlichkeit.“ Und davor bewahre uns Gott.

Abschluss

„Gott sendet sein Wort, da schmilzt der Schnee, er lässt seinen Wind wehen, da taut es“ (Ps 147,18). Wenn uns bei einer schneebedeckten Landschaft die große Sehnsucht nach dem Frühling überkommt, werden wir nicht in den Gedanken verfallen, draußen lauter Feuerstellen zu errichten und zu erwarten: Nun wird es tauen, jetzt wird es wärmer. Ein vergebliches Unterfangen! Aber wenn die Sonne durchbricht, hat der Schnee keine Chance.

So ähnlich wirkt das Wort von Gott. In diesem Wort steckt alle Kraft. Wo es ausgestreut wird, entfaltet es positive Dynamik. Und wir haben die herrliche Aufgabe - und ich kann mir keine schönere denken -, das Wort deutlich und zielstrebig, liebevoll und fantasie reich unter die Leute zu bringen und diesem Wort erwartungsvoll hinterher zu beten. Lasst uns gespannt sein, was Gott daraus macht.



*Dr.
Christoph
Morgner*

*Präses des Evangelischen Gnadauer
Gemeinschaftsverbandes*

Bibelarbeit zu

Apostelgeschichte 2

Pastor Dr. Erhard Berneburg

In unseren Gemeinden und Gemeinschaften stehen wir immer wieder vor neuen Herausforderungen. Übergänge müssen gestaltet werden. Veränderungen werden nötig.

So sind die Verantwortlichen damit befasst, neue Konzepte zu entwickeln und sie dann miteinander umzusetzen. In den vergangenen 30 Jahren haben wir in den Gemeinden viel dazugelernt über Gemeindeaufbauprogramme und Evangelisationsmethoden. Auch in Fragen des Managements und der Leitung sind viele von uns inzwischen Fachleute geworden.

Ich möchte mit Ihnen heute nicht über neue Methoden und noch bessere Konzepte reden. Vielmehr möchte ich unseren Blick auf das Pfingstgeschehen lenken. Unsichtbar und schwer zu erfassen war diese Bewegung des Geistes. Und doch ist an Pfingsten das Wesentliche geschehen, das Kirche Jesu Christi erst möglich macht. Alles was wir an Konzeptionen und Strategien entwickeln, macht nur Sinn, wenn wir auch heute in unseren Gemeinden und Gemeinschaften mit der Kraft des Heiligen Geistes rechnen.

Apostelgeschichte 2 berichtet davon, wie die Jünger am fünfzigsten Tag nach Ostern (griechisch „pentekoste“ = fünfzig, Pfingsten) in einem Haus versammelt waren.

Eine angstvolle und verschüchterte Jüngerschar, versammelt an einem Ort. Wenigstens zusammenhalten wollten sie.

Ich fühle mich erinnert an unsere Gemeinde, an manche kleinen Gottesdienstgemeinden und an die abgeschlossenen Hauskreise: „Wenigstens zusammenhalten“ scheint das Motto zu sein.

Erinnerungen hatten sie auch: an Jesus, seine Worte, seinen Tod, an die Begegnungen mit dem Auferstandenen.

Hoffnungen hatten sie auch.

Ob sich seine Verheißung erfüllen würde: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen“?

Aber bislang war nichts davon zu spüren. Sie hatten sich mutlos zurückgezogen: Nur nicht auffallen als Anhänger Jesu. Was würden die Verwandten denken oder die Nachbarn? So war es am Anfang der Pfingstgeschichte.

Dann geschieht das Wunder: Sie empfangen die Gabe des Heiligen Geistes. Er befähigte sie dazu, in fremden Sprachen zu reden, die sie wie die eigene verstehen.

In das Entsetzen darüber und in den Spott hinein („die sind schon am frühen Morgen betrunken“) predigt Petrus von der Erfüllung der prophetischen Geistverheißung und vom Tod und der Auferstehung Jesu. Diese Predigt geht ihnen durchs Herz. „Was sollen wir tun?“ – „Kehrt um und lasst euch taufen.“ Und am gleichen Tag lassen sich etwa 3000 Menschen taufen auf den Namen Jesu Christi.

Am Ende der Pfingstgeschichte ist alles wie verwandelt:

Gottes Geist öffnet Türen.
Die Gläubigen treten unters Volk,
sie haben Mut,
sie können sich verständlich machen und
werden gehört.
Ihre Worte haben Kraft und sie reden von
den großen Taten Gottes.

Wie ist eine solche Verwandlung möglich?

Die meisten von uns Christen heute sind wie vor Pfingsten noch ganz am Anfang. Wir haben unsere Gottesdienste und Gruppen, gewiss; Erinnerung, Hoffnung. Aber da ist oft so wenig Bewegung.

Nicht Angst vielleicht, aber Müdigkeit und Bequemlichkeit. Oft ist nicht einmal mehr die Hoffnung lebendig, dass Jesus die Kraft des Heiligen Geistes verheißen hat.

Was ist nun diese Kraft des Heiligen Geistes, die Menschen so verwandelt, wie wir's in der Pfingstgeschichte sehen?

Man kann das Wirken des Geistes Gottes nur in Bildern und Vergleichen beschreiben, und wir wollen heute über die Bilder und Vergleiche nachdenken, die Lukas verwendet.

Der Heilige Geist ist

- wie ein Wind
- wie ein Feuer
- wie ein Rausch

1. Wie ein Wind

Wo der Geist Gottes Menschen erfüllt, da ist das wie ein Wind.

Was bisher ruhig und völlig bewegungslos war, gerät zunächst einmal in Bewegung. Altes Laub, morsches Holz fällt ab, Staub wird weggeblasen.

Bewegung, Erneuerungsbewegung brauchen wir, Erweckung auch für unsere Gemeinschaft. Es kann nicht nur darum gehen, still festzuhalten, was vor 100 Jahren einmal Aufbruch war. Bewegung kann man nicht festhalten.

Bei einem richtigen Sturm kann es einem schon mal mulmig werden, wenn der Wind so richtig um die Hausecken pfeift. Darauf möchte ich warten, dass Gottes Geist mich und unsere Gemeinde in Bewegung bringt.

Freilich, der Geist Gottes ist nicht greifbar und von Menschen nicht machbar, so wenig wie der Wind. Menschliche Windmacher haben noch selten viel zuwege gebracht. Der Geist Gottes kommt – wie es in der Pfingstgeschichte heißt – vom Himmel her. Es ist der Geist des Vaters und des Sohnes.

Das kann heute nicht genug betont werden, weil manche christlichen Prediger und Wunderheiler durchs Land ziehen, die den Eindruck erwecken, als würde von ihnen der Geist ausgehen. Und so fahren die Menschen in Scharen zu Gottesdiensten, wo solche besonders Geistbegabten ihnen die Hände auflegen, sie segnen oder ihre Krankheiten heilen wollen. Der Geist bringt in Bewegung, nicht Bewegung bringt Bewegung.

Gottes Geist erfasst nicht nur da und dort einen einzelnen Menschen, so wenig wie der Wind nur einen einzelnen Baum in der Landschaft bewegt.

Gottes Geist für alle Glieder der Gemeinde, nicht nur für Amtspersonen und Würdenträger ist der Geist Gottes reserviert. In unserer Gemeinde hängt noch viel zu viel vom Pastor ab. Womöglich ist das auch in manchen Gemeinschaften so im Blick auf die Prediger und Leiter. Gottes Geist ist für alle da.

Nicht auf den Hauptamtlichen, sondern beim aktiven Mitarbeiterkreis, bei den vielen Ehrenamtlichen liegt hier die Betonung. Wo Gemeinde heute wächst, wo sie in Bewegung ist, sind es die Laien, die die Arbeit tragen.

Hier ist noch viel vom überraschenden Wirken des Geistes zu entdecken.

2. Wie Feuer

Wo Feuer ist, da ist zunächst einmal Wärme. Dort, wo Starre und Kälte geherrscht hat, wird es warm. Wo Heiliger Geist ist, löst sich die Starrheit einer Gemeinde, schmilzt die Herzenskälte einzelner Christen.

Der Apostel Paulus nennt die erste und wichtigste (Teil-)Frucht des Geistes: die Liebe.

Das Hohelied der Liebe 1 Kor 13 steht nicht ohne Grund in der Mitte der Charismenlehre. Der Geist wirkt in verschiedenen Gaben, auch übernatürliche Wunder wie Zungenrede oder Krankenheilungen mögen

dazu gehören. Wenn solche übernatürlichen Erfahrungen zur Unterscheidung gemacht werden zwischen den normalen Gläubigen und den besonderen charismatisch Gläubigen, dann entsteht allerdings Spaltung.

Aber als eine der Auswirkungen des Geistes wird uns beschrieben, dass die christliche Gemeinde sich nicht aufspaltet in normal und besonders Gesegnete, sondern dass sie einmütig zusammen waren.

Wie schön, wenn Menschen in Gemeinden und Gottesdiensten Wärme und Behaglichkeit finden. So wichtig ist das auch in der Evangelisation: Die Menschen sollen etwas von der Liebe Gottes spüren.

Geist bewirkt noch mehr. Feuer erwärmt nicht nur. Es brennt und glüht. Es hat Kraft und es verwandelt Dinge, die es erfasst. Die Jünger sind damals nicht dieselben geblieben. Nach Pfingsten sehen wir sie als verwandelte Leute. Petrus, der seinen Herrn so kläglich verleugnet hatte, wird zum „Starprediger“. -

Herr, verändere mich doch auch, dass ich nicht so bleibe, sondern mein ganzes Leben in das Bild Jesu Christi verwandelt wird. Fange bei mir an!

3. Wie ein Rausch

So kam es wenigstens den anderen vor, die das Wirken des Geistes Gottes mit beobachteten, vielleicht erschrecken. Das gehört sich nicht. Geist wie ein Rausch. Das kennen wir von den Wirkungen des Alkohols.

Und mancher hat es erfahren: Der Rausch ist ein Laster, ein Leiden.

Ein anderes Beispiel kommt der Sache vielleicht näher: Sicherlich haben Sie schon einmal einen Menschen mit dem Discman beobachtet, die Hörer am Ohr, in Bewegung von der gehörten Musik. Man kann sich an Musik berauschen, je nach Geschmack an Bach oder dem Musikantenstadel. Man zuckt, man geht mit, ja man wird sogar mitgerissen, da schwingt alles mit. Nicht nur eine Sache für den Kopf, sondern für Seele und Leib, alle Fasern unseres Lebens.

Das hat sich an Pfingsten ereignet, das ereignet sich bis heute, wenn der Geist Gottes in ein Menschenleben kommt, wird man mitgerissen.

Nicht die Probleme stehen dann im Vordergrund: Ach wie schlimm, ach wie böse... Der Glaube wird da nicht als intellektuelles Problem erfahren: Ich verstehe so wenig von der Bibel... Sondern da ist Bewegung... Menschen sind mitgerissen vom Geist... Junge und Alte sind begeistert.

Natürlich ist da auch Vorsicht angebracht: Es geht nicht um euphorische Stimmungen, nicht um eine Gefühlssache. Der Geist kommt nicht aus den Tiefen unseres Gefühlslebens, es ist der Geist Jesu Christi.

Petrus redet von nichts anderem als von Jesus Christus.

Der Geist kommt von Christus.

Und er führt uns immer wieder zu Christus.

Also: Es geht um ein Mitgerissen-Sein von Christus.

Auf Christus läuft die ganze Pfingstgeschichte hinaus:

„Wie empfangen wir den Heiligen Geist?“ fragten die Leute damals nach der Predigt des Petrus.

Seine Antwort: „Tut Buße, lasst euch auf den Namen Jesu Christi taufen, damit euch Gott eure Sünden vergibt und ihr den Heiligen Geist empfangt.“



**Pastor
Dr. Erhard
Berneburg**

*Geistliches Rüstzentrum Krelingen,
Leiter des Studienzentrums*



*Abromeit, Hans-Jürgen;
Böhlemann, Peter;
Herbst, Michael;
Strunk, Klaus-Martin:*

***Spirituelles Gemeinde-
management:
Chancen – Strategien
– Beispiele***

*Göttingen:
Vandenhoeck & Ruprecht
2001*

„Managementmethoden in der Gemeindearbeit“ - ein Thema, an dem sich die Geister scheiden. Die einen erwarten (fast) alles davon, andere empfinden es nahezu als zweiten Sündenfall. Dieser Sammelband legt ein theologisch begründetes und praktisch entfaltetes Plädoyer für die Berücksichtigung betriebswirtschaftlicher Erkenntnisse in der Kirche ab, ohne die Besonderheit des „Unternehmens Gemeinde“ dabei aus dem Blick zu verlieren.

Wenn mit Dr. Hans-Jürgen Abromeit der Bischof einer evangelischen Landeskirche, nämlich der Pommerschen, entschlossen die Abkehr von der Behördenkirche fordert, die auf die Menschen wartet, anstatt sich zu ihnen auf den Weg zu machen, dann zeigt das, mit welcher Wucht die Fragen um die Zukunft der Kirche inzwischen aufgebrochen sind. „Eine Kirche, die bei den Menschen nicht ankommt, steht auch dem Evangelium im Weg.“ (15) Dass Pfarrerinnen

und Pfarrer faktisch auch Manager sind, ist für ihn unausweichlich. Die Frage ist lediglich, wie man diese Dimension des Dienstes bewusst gestalten kann. Im Unterschied zu einem Wirtschaftsbetrieb sei Kirche jedoch ein Unternehmen Gottes. Deswegen müsse gemeindliches Management immer in enger Bindung an Christus und in der Leitung durch Gottes Geist geschehen.

Die Marketingberaterin Dr. Kristin Butzer-Strothmann ermutigt die Gemeinden aus betriebswirtschaftlicher Sicht, ihr Handeln nicht nur an denen auszurichten, die ihr fest angehören, damit ihre besten Kunden nicht die einzigen bleiben. Andererseits müsse berücksichtigt werden, dass Konsumenten und Produzenten in der Gemeinde nicht zu trennen sind. Der Kaufmann Klaus-Martin Strunk zeigt praktisch, welche Schritte in einer Gemeinde gegangen werden können, damit sie ihre potenziellen „Kunden“ besser erreicht, und wendet Instrumente des Marketing nachvollziehbar auf Gemeinde an. Wer mit der angelsächsischen Gemeindeaufbauliteratur vertraut ist, entdeckt nicht nur bekannte Begriffe wie Vision, Ziele, Strategie und Kultur wieder, sondern auch Neues und Inspirierendes. Alles wird gut verständlich dargeboten und zugleich mit einer professionellen Trennschärfe, die in diesem Genre nicht immer selbstverständlich ist.

Für Dr. Michael Herbst, Professor für Praktische Theologie in Greifswald, ist die Betriebswirtschaft für die Kybernetik (Lehre vom Gemeindeaufbau) genau so eine Partnerwissenschaft, wie es die Psychologie für die Seelsorge geworden ist. Damit Men-

schen das Evangelium hören könnten, müssten sie erst einmal denen begegnen, die es ihnen sagen können. Dazu dienen Marketing-Methoden. Über die Botschaft selbst dürften sie jedoch nicht entscheiden. Es gelte, wie Jesus auf die Bedürfnisse der Menschen einzugehen und ihnen dann doch das ganz andere, Unerwartete anzubieten. Das dazu nötige Umdenken erfordert Geduld: „Wer Gemeinde baut, braucht langen Atem.“ (108)

Dr. Peter Böhlemann widmet sich der Frage, welche Kultur der Gemeinde Jesu angemessen ist. Was verkündigen eigentlich die Strukturen der Kirche und die Gewohnheiten ihrer Glieder? Pfarrer Hans-Jürgen Dusza berichtet von seinen Erfahrungen mit Veränderungsprozessen in Gemeinden. Weitere Erfahrungsberichte und eine Predigt runden das Buch ab.

In den Beiträgen der verschiedenen Autoren kommt es hier und da zu Doppelungen, was bei der Fülle der Impulse jedoch zu verschmerzen ist. Das Buch orientiert ausdrücklich auf den Dienst von Pfarrerinnen und Pfarrern, doch finden sich nur wenige Abschnitte, die für Prediger in Gnadauer Gemeinschaften nicht ebenso von Bedeutung sein können.

Im Übrigen fordert die Vision einer Evangelischen Kirche, wie sie die Autoren entwerfen, zu der Frage heraus, welchen Beitrag die Gemeinschaftsbewegung in diesen Debatten leisten könnte.

Martin Leupold



Bittner, Wolfgang J.:

***Kirche –
das sind wir!
Von der Betreuungskirche zur
Beteiligungskirche***

*Neukirchen-Vluyn:
Aussaat 2003*

Klar, es wimmelt auf dem frommen Schriftenmarkt von Büchern zum Gemeindeaufbau. Nicht alle sind so überzeugend wie dieses. Gut lesbar und mit einer Fülle konkreter Beispiele stellt der Beauftragte für Spiritualität in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg – schlesische Oberlausitz (EKBO) sein Konzept von Gemeinde vor. Er bescheinigt unserer Zeit einen tiefen kulturellen Umbruch, der allenfalls mit dem der Spätantike vergleichbar ist. Früher hatte sich der einzelne Mensch in die großen Institutionen einzufügen, heute müssen Institutionen ihre Bedeutung für den Einzelnen immer neu unter Beweis stellen. Für Bittner ist ganz Deutschland insofern säkularisiert, als ein allgemeingültiger Anspruch des Christentums nicht mehr geduldet wird. Auch dort, wo Christen noch in der Mehrheit sind.

Eine Kirche, die den Löwenanteil ihrer Ressourcen für die Pflege ihres Binnenbedarfs aufwendet, wird ihrer Sendung nicht gerecht. Es geht nicht darum, dass einige Aktive die übrigen Glieder betreuen, sondern dass die gesamte Gemeinde an dem

beteiligt wird, was Gott zum Heil der Welt tut. Das beginnt mit kleinen konkreten Schritten im unmittelbaren Umfeld. Dabei bringen alle ihre jeweiligen Lebenskompetenzen mit ein.

Kirche soll zeigen, wie Menschsein von Gott gemeint ist. Herausforderungen werden gemeinsam angepackt. Christen dienen sich gegenseitig. Jeder kann auf seine Weise das Evangelium nach außen hin bezeugen. Ein solcher Lebensstil kann nicht verordnet werden, sondern erwächst aus der Anbetung. Die beste Orientierung bietet Christus selbst.

Bittner kritisiert die Übernahme von betrieblichen Leitbildern in den Gemeindeaufbau. Sie fördern seiner Meinung nach Konsumhaltung und elitäres Amtsbewusstsein. Als Modell für Gemeinde dient ihm vielmehr die Familie. In einer Gesellschaft, in der Familie

kaum noch intakt erlebt werden kann, müsse Kirche überschaubare Gruppen anbieten, wie sie Dorf und Sippe früher boten. Diese Gruppen werden nicht von hauptamtlichen Theologen geleitet. Deren Aufgabe ist es vielmehr, sie zu begleiten und zu beraten.

Gnadauer können inzwischen in erfreulich vielen Veröffentlichungen aus dem Raum der übrigen Kirche ihre eigenen Anliegen entdecken. Es wäre jedoch zu wenig, dies nur mit Befriedigung zur Kenntnis zu nehmen. Das Buch zeigt Lebensmöglichkeiten von Gemeinde auf, die für alle gleichermaßen neu sind. An die Gemeinschaftsbewegung unterstreicht es auch die Frage, wie sie sich künftig zu einer Evangelischen Kirche verhalten will, in der es - entgegen allen Unkenrufen - neue Aufbrüche gibt.

Martin Leupold

Aus der Geschäftsstelle



Liebe Schwestern und Brüder,

in diesen Tagen, beim Schreiben dieser Zeilen im Mai, beobachte und genieße ich den aufbrechenden Frühling.

In Windeseile sprosst und blüht es. Die beiden alten Linden, die ich von meinem Schreibtisch aus im Blick habe, sind innerhalb von zwei Wochen grün geworden. Der Birnbaum blüht in voller Pracht.

Das weckt in mir die Sehnsucht nach einem geistlichen Aufbruch in unserem Land.

Unser Herr kann es geben, dass es auch in unseren Gemeinden zu einem neuen geistlichen Aufblühen kommt.

Beten wir darum!
Setzen wir uns dafür ein!

Mit ganz herzlichen Grüßen aus der Geschäftsstelle in Greifswald

*Euer
Karl-Heinz Schlittenhardt*

- Zum Fest der **Goldenen Hochzeit** gratulieren wir – am
03.08. Martin und Irmgard Gresing, Sandweg 5, 37247 Großalmerode
31.08. Wilhelm und Marta Kunz, Eichersteige 2, 73770 Denkendorf
22.09. Lothar und Irmgard Albrecht, Felsensteig 25, 09125 Chemnitz
29.09. Joachim und Christa Götschke, Ernst-Rheinwald-Str. 11, 75365 Calw
- Das Fest der **Silbernen Hochzeit** feiern am
10.07. Horst und Ulrike Przygoda, Bleicheplatz 1, 06507 Bad Suderode
24.07. Wilfried und Dorothea Veese, Weiler Schafhof 32, 73230 Kirchheim
25.07. Matthias und Rita Genz, Burchardstr. 20, 39114 Magdeburg
08.08. Hartmut und Christel Schmidt, Sebastian-Bach-Str. 2, 15569 Woltersdorf
12.09. Traugott und Dagmar Kögler, August-Bebel-Str. 15, 15569 Woltersdorf

*Den Jubilaren wünschen wir Gottes Segen und grüßen sie mit Psalm 75,2
»Wir preisen dich, o Gott, wir preisen dich, und die deinen Namen anrufen, erzählen
von deinen Wundern.«*

- In den vergangenen Wochen wurden uns der **Heimgang** folgender Geschwister bekannt:

Name	Vorname	Ort	geboren	gestorben
Möllenhoff	Anni	Lauf	05.12.1926	20.03.2006
Janke	Erna	Hamburg	01.01.1907	03.04.2006

*Wir wissen die Heimgegangenen wie die Angehörigen,
die Abschied nehmen mussten, geborgen in der Hand des Herrn.
»Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.«
(Matthäus 5,4)*

Termine, die man sich vormerken sollte:

- Termin der Hauptkonferenz 2007: 19. – 22.03. in Schmitten/Taunus
 - Termin der Hauptkonferenz 2008: 21. – 24.04. in Bad Blankenburg
-

Entgelt bezahlt